

ALBERT LAMM

Betrogene
Jugend

Aus einem Erwerbslosenheim

(Berlin 1932)



www.autonomie-und-chaos.de

berlin 2012



Die originalausgabe dieses berichts erschien
1932 im BRUNO CASSIRER VERLAG BERLIN.

Diese wiederveröffentlichung enthält ein nachwort von
mondrian graf v. lüttichau (2012):
'ALBERT LAMM - EIN FRÜHER SOZIALPÄDAGOGE'

2

2. auflage (neuausgabe)

© 2012 VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS BERLIN

© Das foto von albert lamm erscheint mir freundlicher genehmigung des
Fränkische Schweiz-Museum Tüchersfeld (leitung rainer hofmann).

ISBN 978-3-923211-15-9

Diese online-publikation kann für den eigengebrauch
kostenfrei heruntergeladen werden.
Alle weitergehenden rechte liegen bei den rechteinhabern.



Albert Lamm (1912)

ZUR EINLEITUNG

Es war Ende Oktober 1926. Ich war eben aus Muggendorf nach jahrzehntelanger Abwesenheit in meine Vaterstadt Berlin zurückgekehrt, müde des "deutschen Winkels" und aller sener Unheilbarkeiten, müde aller nur noch im Schlaf Unsinn deklamierenden Kreatur, deren Agonie entsetzlich zu werden begann. Jetzt saß ich beim Dezernenten des Jugendamtes, dem ich mich eben für den Posten eines Zeichenlehrers an einem zu errichtenden Erwerbslosen-Jugendheim vorgestellt hatte. Für diese Arbeit glaubte ich mich vorbereitet. In Muggendorf hatte ich im eigenen Hause eine Art Fortbildungsunterricht für die jüngere Arbeiterschaft einer kleinen mechanischen Fabrik eingerichtet gehabt; die jungen Leute waren gern mir gekommen, und ich kannte ihre Nöte: die von niemand belehrte geistige Einsamkeit, die leeren Abende, das Hilflose ihres Strebens. All dies sagte ich dem Dezernenten. Er schüttelte den Kopf. "Da sind wohl Ihre Verhältnisse dort wesentlich anders gewesen. Hier geschieht viel für die Jugend. Die Schwierigkeit ist, sie für den rechten Gebrauch des Gebotenen zu gewinnen. Sie werden auf Widerstand stoßen. - Aber schließlich sucht ja diese Jugend auch nach einem Menschen, der sie versteht. Nur denken Sie sich die Sache nicht leicht."

4

Am Nachmittag sah ich mir den Ort meiner zukünftigen Tätigkeit zum erstenmal an.

ERSTER TEIL

Ein großes Grundstück an der äußersten Grenze Berlins. Die Häuser haben auf dieser Seite aufgehört. Ein endloser Plankenzaun trennt von der Straße; durch eine Brettertür geht man auf einen großen ehemaligen Kohlenplatz. Auf der andern Seite ist der Platz abermals durch einen verfallenden Plankenzaun von einer Industriebahn getrennt; dahinter Laubengelände, einige Fabriken in der Ferne; große Schornsteine beherrschen das Bild, das durch die morschen Zäune etwas Ländliches hat. Auf dem Hof viele Schuppen, zum Teil in Verfall. Als Heim dient ein kleines ehemaliges Bürogebäude. Es steht die Straße entlang, der Eingang ist aber vom Hof. Wenige kahle Räume; die Fenster nach der Straße sind schwer vergittert. An dieses Gebäude schließen sich wieder leere Stallungen und Schuppen.

Als ich zum erstenmal diesen Hof betrat, war ein Jugendheim als solches bereits seit einigen Tagen eingerichtet, das von einem Heimleiter geleitet wurde. Ich sollte ja hier nur den Unterricht übernehmen. So fand ich also die Jugend schon in großen Schwärmen auf dem Hof. Ein mir noch neues Lärmen schlug mir entgegen. Die einen standen in Gruppen bei der Unterhaltung, andere liefen herum, andere gingen einzeln; irgendwo gestikulierte ein Faustschlag, irgendwo schrie einer überlaut. Ich wurde beobachtet, aber kaum recht beachtet. Der Heimleiter war ein Proletarier von etwa dreißig Jahren, ein intelligenter und lebhafter Mensch, der mich sofort ohne Umstände ins Bild setzte und die bevorstehende gemeinschaftliche Arbeit klar und kameradschaftlich mit mir besprach. "Ich bin neugierig, wie Sie mit der Gesellschaft fertig werden", sagte er mit vorsichtigem Lächeln.

Ich versuchte, mich mit den jungen Leuten zu unterhalten. zugelassen wurden grundsätzlich solche zwischen vierzehn und achtzehn Jahren; jedoch waren die jüngeren selten, es waren meist Sechzehn- bis Achtzehnjährige. Die Kleidung war oft schlimm und sehr vernachlässigt; bald war etwas viel zu groß, bald zu klein und zu eng geworden. Viele Gesichter hatten etwas Müdes oder zu Altes, meist hingen lange, recht wirre Haare wüst um scharfe, wissende Züge, über merkwürdig graue Gesichter. Die Jüngsten selbst rauchten Zigaretten. Die Unterhaltung war bei

der vollendeten Unbefangenheit der Großstadtkinder leicht; schwer war es für mich, den Unbekannten gegenüber ein brauchbares Thema zu finden. Die Spottlust in allen Gesichtern, die intelligente Schnoddrigkeit der Antworten ließen kaum ein ernstes Wort zu. Ich fragte einen Fünfzehnjährigen, ob er die Zigarette nicht besser entbehren würde, er hätte nur Vorteile davon. Er antwortete mit der Erfahrung eines alten Rauchers, daß man davon nie mehr loskommen könne. Ich sagte, in seinen Jahren sei man doch noch nicht derart an den Tabak gewöhnt. "Wissen Sie denn, seit wann ich rauche? - Wie ich fünf Jahre alt war, haben sie mir eine Zigarette ins Maul gestopft, damit ich ruhig war. Da habe ich mich jetzt eben auch dran gewöhnt, genau wie Sie."

Am nächsten Tag begann ich mit dem Unterricht. Um zehn Uhr öffneten wir das Heim. Bis zwölf Uhr wurde gezeichnet; dann wurde das Essen ausgegeben. Von eins bis drei Uhr ließ ich dann eine andere Gruppe zeichnen. Dann blieben sie noch bis vier Uhr im Heim zusammen. - Ich ging mittags zum Essen in ein Restaurant in der Nähe, und um drei Uhr, wenn das Zeichnen beendet war, verließ ich das Heim.

Die ersten Tage gingen mit einem erstaunten Beobachten hin. Der Unterricht war schwierig aus Mangel an allem. An Zeichenmaterial hatte wir zunächst nichts als kleine Blocks, Bleistifte und Radiergummi. Die Einrichtung des Heims war so primitiv, daß hier nichts anregte: Gartentische und Stühle auf Eisengestellen, alt und wackelig; leere Wände, die Fenster ohne Vorhänge, Eßgeschirr aus emailliertem Blech, eben solche Trinkgefäße, ein paar altersschwache dürftige Schränke - das war das ganze Inventar des "Heims". Langsam mußte ich alles für die Arbeit auf Reißbrettern sowie einige Dinge zum Zeichnen anfordern, um überhaupt die Jungen einmal beschäftigen zu können. Kaum aber war ich mit der Einrichtung aus dem größten heraus und dachte, nun mit meiner Schülerschaft etwas beginnen zu können, als der Kampf mit dem leidenschaftlichen Temperament dieser Jugend begann und ich eine erste Ahnung bekam, welche Aufgabe ich eigentlich übernommen hatte.

Alles wirkte durcheinander. Die Disziplinlosigkeit oder vielmehr die Erziehung dieser Jugend zur Disziplinlosigkeit war das Ferment der ganzen Bewegung. Freundschaften zwischen den Jungen konnte ich kaum beobachten; dagegen gerieten alle paar Minuten andere bössartig aneinander. Das heißt: bössartig im Sinne meiner Privatanschauungen; untereinander war ihnen der Ton zu gewohnt, als daß

sie viel böse Absicht dazu brauchten. Einer hatte zum Beispiel ein ausgestopftes Eichhörnchen mitgebracht, als wir noch nichts zum Abzeichnen hatten. Bestimmte andere versuchten, ihm das Tierchen zu verderben. Sie suchten seine Gliedmaßen zu verrenken, verstauchten das Fell und kamen auf immer neuen Unfug mit dem Geschöpf. Dann gab es Faustschläge, die nur darauf abzielten, den anderen so gröblich als möglich zu verletzen. Gegen diese Szenen war es um so überraschender zu sehen, wie der kleine Kerl nachher dasaß und mit Tränen im Auge versuchte, das Fell seines Eichhörnchens wieder zu glätten, und es zum Schluß wie ein lebendes Wesen zärtlich streichelte. -

Prügeleien waren alle Augenblicke, und immer war die Art des Zuschlagens ausnehmend roh. Aber auch sonst wurde jeder Unfug versucht. Was erreichbar war, wurde zerstört. Die Einrichtung für elektrisches Licht war schon ziemlich abmontiert; doch wo noch ein Schwänzchen Draht von der Decke herabhing, kletterte einer hinauf und riß es ab, um es zu verkaufen. - Wie schon erwähnt, ließ ich in zwei Gruppen zeichnen: die eine am Vormittag, die andere am Nachmittag. Die von mir nicht beschäftigte Gruppe sollte der Heimleiter beschäftigen. Es waren Bücher da, Spiele, der Heimleiter war eine außergewöhnliche Kraft im Schachspiel und versuchte redlich, für das Schachspiel Interesse zu wecken, und fesselte auch viele damit, die durch ihn gute Spieler wurden. Er verstand es auch, nervenlos mit den Jungen umzugehen und über keinen Unfug, keine frechste Bemerkung die Ruhe zu verlieren. Aber ein einzelner Mensch war nicht imstande, die wilde Schar - es waren immer zwanzig bis dreißig unbeschäftigt - zu überwachen. Sie verstreuten sich über das ganze Grundstück, und immer mußte der Heimleiter schnell irgendwohin laufen, wo ein besonders verdächtiger Lärm war: wobei dann von einer anderen Gruppe an einem entfernten Platz die Zeit seine Abwesenheit gut genutzt wurde. Die Unruhe und der Lärm der freien Gruppe steckte dann natürlich auch meine Zeichner an; sie versuchten, mir durchzubrennen, rauchten in schwer auffindbaren Winkeln im Freien Zigaretten (im Heim selbst war das Rauchverbot streng durchgeführt), und in dem Zeichenraum selbst stieg und stieg der Lärm. Ich mußte mir schnell einen sehr bestimmten Ton angewöhnen und schimpfte bald wie der legendäre Unteroffizier auf dem Kasernenhof.

In dieses Treiben mischte sich nun eine ganz bewußte Obstruktion, die von einer teilweise nicht einmal im Heim selbst mitlebenden Gruppe in das Heim gebracht wurde. Die Zahl der Leiter dieser Obstruktion war wohl nie groß. Viele schlossen sich gewiß ahnungslos um des lieben Unfugs willen an und dachten gar nichts weiter dabei. Das Heim sollte als eine Zwangsanstalt, die Arbeit als eine Zwangsarbeit und Ausnutzen der Käfte in Verruf gebracht werden. Alle Vorstellungen, die man ihnen dagegen machte, waren zwecklos. Nun verstanden es einige Racker ausgezeichnet, mir den ganzen Unterricht durch ihre Widersetzlichkeit und ein unanständiges Betragen szu stören, daß ich schließlich sie ganz gehörig anblies und mir dabei kein Wort zu schade war; das hatte doch immer eine kleine Schreckwirkung, sodaß wenigstens die vielseitige johlende Zustimmung verstummte. Mit dieser meiner Heftigkeit (die ich innerlich kalt bleibend als notwendiges Mittel zum Zweck verwendete) hatten die führenden Racker dann aber ihren Zweck erreicht. Sie protestierten laut, daß die hungernde Jugend um das bißchen "Fraß", das sie hier bekam, sich so behandeln und beschimpfen lassen müsse; sie würden das in die Zeitung bringen, und sie forderten von der Solidarität der proletarischen Jugend, daß sie solchem frechen Bonzendum das Handwerk legen helfe. Zwischen solchen Unterhaltungen sah ich dann etwa noch auf dem Hofe vom Fenster aus wieder einen andern Unfug. Einmal zum Beispiel einen blendenden elektrischen Funkenbogen: sie hatten eine Lichtleitung entdeckt, an deren Entfernung niemand gedacht hatte, hatten die Drähte freigelegt und vergnügten sich nun, den Strom allerlei Feuerwerk machen zu lassen. Ich rief dem Heimleiter etwas zu, der in der Küche mit anderen beschäftigt war, und wir liefen schnell hnaus, um Unheil zu verhüten, und wurden von einem der Schlimmsten mit "Ihr beiden Strolche!" tituliert.

Der Heimleiter, selbst Proletarier, hatte meine wirkliche Einstellung bald erkannt und besprach mit dem größten Vertrauen, das ich übrigens auch zu ihm schnell gefaßt hatte, die Hintergründe des tollen Treibens mit mir. Einmal, als ich bis vier Uhr im Heim geblieben war, erzählte er mir die Vorgeschichte unseres Heims. - Man hatte zunächst, als die große Arbeitslosigkeit begann, in den Räumen einer Brauerei die ganze erwerbslose Jugend versammelt und sie lediglich zu unterhalten versucht. Er war damals als freiwilliger Helfer mit tätig gewesen und hatte einen Unterricht im Schachspiel im Großen eingerichtet. Eine Leitung im Sinne einer Kommandogewalt hatte man vermeiden wollen, eine freie Gemeinschaft sollte sich selbst helfen. Das

Resultat war über die Maßen enttäuschend. Unfug und Prügeleien der ärgsten Art füllten die Stunden, er selbst als freiwilliger Helfer war mehr als einmal mit in die Prügeleien verknäuelte. Was in dem Gebäude zerstört werden konnte, wurde zerstört. Man besuchte Theater und Konzerte mit den jungen Leuten, um ihnen eine edlere Art der Stundenfüllung zu zeigen: sie störten die Vorführungen und machten sich über Sänger und Musiker lustig. Man machte große Fahrten mit ihnen und lebte mit ihnen wochenlang in einer Jugendherberge an einem der schönsten Orte der Mark. Sie plünderten bandenmäßig die Obstbäume und zertrampelten mutwillig die jungen Schonungen im Walde; bei einer solchen Gelegenheit brach einmal der Leiter dieser Fahrt in Nervenkrämpfen bewußtlos zusammen, was einige der Jungen gern als einen der ulkigsten Augenblicke der Fahrt erzählten. Die Hosen waren bald von den vielen Kletterunternehmungen aufs peinlichste zerrissen; natürlich wurden sie nicht ausgebessert. Beliebte war es, zu Beginn der Tischzeit in solch verdächtigem Aufzuge in gute Wirtshausgärten zu grehen und die Gäste in einem nicht eben anheimelnden Ton zu bitten, Reste der Mahlzeit an hungernde Erwerbslose auszuhändigen; immer verließen die über Notwendigkeit entsetzten Gäste das Lokal in Eile, und nun setzte sich die liebe Jugend an den Tisch und verzehrte die aufgetragenen Dinge. - Alle diese Erfahrungen hatten den Entschluß gezeitigt, hier eine Änderung von Grund aus vorzunehmen. Vor allem teilte man die Gesellschaft und richtete mehrere kleine Heime ein (neben dem Zeichenkursus war ein Tischlerkursus an anderer Stelle eingerichtet, andere Heime waren geplant). Dann wollte man für eine Beschäftigung sorgen und die Zeit planmäßig in den Heimen verwenden, da die Unmöglichkeit am Tage lag, daß diese jungen Menschen sich selbst beschäftigten. Und nun kam der Widerstand, aus Groll über das verlorene Paradies.

In dieser Unterhaltung störte uns plötzlich ein wüster Lärm vorn im Heim (wir saßen in der Küche), und die Frau, die um vier Uhr zum Reinemachen zu kommen pflegte, kam in gesträubter Verfassung angelaufen: das sei zu arg, und hier käme sie überhaupt nicht mehr her. Zwei große Kerle waren hereingekommen und waren jetzt damit beschäftigt, den übriggebliebenen Kakao an die Wände und sogar an die Decke zu spritzen, mit den Essensresten Schweinereien zu veranstalten usw. Ich gestehe, daß ich nach den Erlebnissen des Tages und in der Nachwirkung der Unterhaltung, in der Stimmung der verlassensten Öde unseres Aufenthaltsraumes, wo wir schon fast im Dunkeln saßen (die Lichtleitung war ja zerstört) - versagte und

ohne Gedanken den Heimleiter allein sich nach dem Vorderraum stürzen ließ. Lärm eines gemeinen Schimpfens und die scharrenden Geräusche eines körperlichen Kampfes riefen mich dann dennoch auf; als ich nach vorn kam, hatte der Heimleiter beide Kerle schon zur Tür hinausbefördert und zeigte mir nur eine neue Wandbeschädigung, die an einer Ecke während des kurzen Kampfes entstanden war.

Und mit solchem Unsinn hatte man beständig zu tun. Es blieb an allem so viel schlechthin Unverständliches. Da war plötzlich eine Prügelei auf dem Hof, die wir, da ohne dies alles durcheinander wogt und schreit, zunächst nicht beachtet hatten. Bis uns der Ruf: "Det Aas hat'n Messer!" dazwischen laufen läßt. Einige rennen davon, einige packt der Heimleiter und wirft sie hierhin und dahin, und wir hören aus dem Geschrei Worte wie: "Det Messa hatta schnell wejjeschmissen!" oder: "Den Varäta hab'm se iebel zujericht!" Tatsächlich fanden wir auf dem Schuppendach nach ein paar Tagen Suchen ein blöd aussehendes, aber scharfes und spitzes Küchenmesser. Was war hier eigentlich vorgegangen? Der Heimleiter zuckte die Achseln und nahm derlei nicht übermäßig wichtig, ich aber kannte die Jungen viel zu wenig, um auf etwas schließen zu können. Ein andermal hatte ich bei einer betonten frechen Widersetzlichkeit einem Fünfzehnjährigen ganz überlegter Weise und wohlabgemessen eine Ohrfeige gegeben. Darüber entstand eine sozusagen prinzipielle Erregung, und der Vertrauensmann der Jugendlichen brachte die Sache vors Rathaus. Man verstand mein Verhalten und machte mir keine Vorwürfe, nahm aber die Sache sehr ernst und warnte mich vor möglichen Folgen, vor denen man mich dann auch nicht würde schützen können. Jedoch behielt meine leichtsinnigere Auffassung recht. Der Junge war nämlich von der Stunde an sehr verständig, wir kamen plötzlich recht gut miteinander aus, und es war mit der Sache nicht mehr viel anzufangen. Hier merkte ich einmal, wie an sich gutgedachte Einrichtungen (in diesem Falle: Vertrauensmann, Beschwerderecht) sich aus Mangel an Beschäftigung zum Unsinn auswachsen können und Zeit und gute Laune verderben, wo eine immanente Vernunft die Dinge selber regelt.

Es fällt mir schwer, einzelne Erlebnisse aus dieser Zeit zu schildern. Sie versinken in der allgemeinen Erinnerung an Lärm, Unfug und Wirrnis, deren Eindruck als eine ungefüge Fremdheit allein noch haftet. Es war, als ob das Spätherbstdunkel jener Tage über das ganze Treiben sich breitete. Ich kann aber nicht sagen, daß etwa eine

klare Abneigung gegen das Unwesen in mir aufkam; es war soviel Spannung, soviel unheimlich Fesselndes dabei, es war wie in meinen ersten Karpathentagen 1916, wo jeder Schritt in andre Rätsel bannte. Das merkte ich auch bald, daß in dem Treiben nichts eigentlich meiner Person galt. Im ganzen unterhielten sie sich fast alle unbefangen und gern mit mir, frech wurden sie nur, wenn ich sie irgendwo hindern mußte. Noch in der allerersten Zeit, als ich nur während der Unterrichtsstunden im Heim war, traf ich einmal zufällig die ganze Gesellschaft mit dem Heimleiter im Schwimmbad. Ich wurde mit dem zwanglosen Lärm aufrichtiger Freude begrüßt, die Wände hallten von meinem Namen wider, die Sache war kaum noch nur angenehm. Die Kerle wollten mir gewiß nichts Böses tun, das war alles ganz anders begründet. Aber das Verstehen lernen, Unvermeidliches vom nur Rüpelhaften trennen können, mit ihnen mitdenken - das war so schwer. Ich war in ein unbekanntes Land gekommen, in dem es keine Führer gab. Was die jungen Leute selbst aussprachen, war zu oft nachgesprochenes Zeug, war viel zu sehr auf mich eingestellt, wie sie eben mich sich vorstellten. Was mir gelegentlich über sie mitgeteilt wurde: Vergehen, gerichtliche Strafen - was weiß man daran, wenn das alles ist, was man weiß!

11

Das ungewisse Dunkel zog mich immer mehr an sich, meine Tätigkeit füllte mich so sehr aus, daß alles bisherige und alles andere Leben daneben abstarb. Kam ich einmal zu den Menschen meines alten Lebenskreises, so war es, als sähe ich mich selbst und das Zimmer, wo wir auf bequemen Sesseln saßen, ganz von fern. Wie, das gab es alles noch? Aber ich sah ein Meer darüber hinwallen von Öde, Not und Wildheit, verglich die kaum bewegten Züge um mich mit den schreienden jungen Gesichtern und dem Zucken tief eingeschnittener Züge, und wunderte mich, wie man mit dem Glase in der Hand sich noch gelassen unterhalten sollte: " - - wir haben uns an den Abenden im Kurhaus sehr gelangweilt, die Heizung funktionierte auch schlecht - - "

"Gnädige Frau, unser eiserner Ofen im Heim - "

"Wie?!"

Ein hoher Fachmann wollte mich einmal auf den rechten Weg bringen: "Kenne ich. In den Fachschulen haben sie die Lehrer unterbrochen, sie wollten das Zeug - oder sagten sie gar, das dumme Zeug? - nicht mehr hören, sie wollten einen Vortrag

über geschlechtliche Aufklärung haben. Es sind Schweine, sage ich Ihnen! Polizei holen, einfach Polizei holen! Habe die Lehrer angewiesen, die Kerle abführen zu lassen. Werden da schon kirre gemacht. Allerdings, die Polizei wird ja vielfach auch zu sentimental. Früher - - "

Ich dankte dem Manne für die Beratung, die ich auch nicht unmittelbar verwenden konnte. Am besten war es noch, ich saß abends mit dem Heimleiter zusammen; etwa in einem kleinen Wirtshaus, nicht weit ab von der Welt unserer Jungen, und der erzählte aus dem Leben des kleinsten Proletariates. Ach, es gab so viel zu erschrecken in solcher Unterhaltung, so viel Einsicht kam, wie wenig unsereins vom Leben weiß und von seiner Bitterkeit, von Not, Qual und Arbeit - ja, auch von der Arbeit. Trotzdem wir auch viel gearbeitet haben. Aber wenn solch Junge Lasten und Steine keuchend schleppt und nicht mehr kann, der doch auch fühlt und denkt - ich, damals, ich habe im gleichen Alter nur mit der homerischen Grammatik meine Not gehabt, und mit den vereben auf $\mu\iota$, die ich niemals konnte (aber das machte ja nichts weiter) - -

Hätte ich damals meine Stellung am Heim wörtlich genommen, wäre der Zeichenunterricht meine eigentliche und einzige Aufgabe gewesen, so wäre das eine melancholische Sache gewesen. Aber das merkte ich bald, meine Aufgabe, wie unklar sie blieb, lag ja auch an anderer Stelle. Die durch die beständige Untätigkeit unstet und herumtreiberisch werdende Jugend mußte durch ein geordnetes Leben beruhigt, durch eine regelmäßige Tätigkeit zu neuer Konzentration geführt werden. Was sie dabei trieb, was sie "lernte", war nicht so wichtig; wichtig war die regelmäßige Einteilung des Tages, die Bindung an Arbeitsstunden überhaupt. Dabei war das Zeichnen gar kein schlechtes Mittel. Die wenigsten waren ihm direkt abgeneigt, die meisten machten sich eine behagliche Sache daraus, der sie sich in einer Art Verträumtheit hingaben. Sehr viel wurde "aus dem Kopfe" "gemalt". Die Zeichnungsart des Kindesalters, Landschaften und Erinnerungsbilder ohne Versuch einer exakten Naturnachahmung in subjektiven Farben und Formen hinzuschludern, war den meisten vom Schulbetrieb her geläufig und wurde mit Eifer betrieben. Dekorative Versuche mißverständlicher Experimente, die man in der Schule sie hatte machen lassen, wurden wiederholt, ohne daß eine Beratung dabei möglich war. Was nach der Natur gezeichnet wurde, "deformierte" die Natur nach den Gesetzen der Bequemlichkeit; eine Korrektur, die auf Beobachtung drang, war ergebnislos.

Immerhin begannen einige, die Ausblicke aus den Fenstern, die Schuppen und Hofbilder mit suchenden Augen anzusehen und Vorschläge zu beachten, wie man in dem Unbegrenzten das Eindrucksvolle sich begrenzen müsse. Eine bestimmte Zahl war für das Konstruktionszeichnen zu interessieren; und mit diesen konnte man bald ernsthaft arbeiten. - - Ein eigentlicher Begriff der Kunst tauchte auch nicht am Horizonte auf. Ich machte einmal einen Versuch, ihnen Michelangelo und Käthe Kollwitz zu zeigen. Die Gelegenheit wurde für den größten Unfug mißbraucht, und niemand empfand etwas dabei, als ich mitten im Vorweisen meine Mappen schloß und nie wieder öffnete. Sie waren hier wie überall elementar nur mit sich selbst beschäftigt.

Daß der Unterricht unter solche Umständen leicht war, läßt sich nicht sagen. Die Schwierigkeiten begannen damit, daß keiner wußte, was er wollte, und daß man beinahe hypnotisieren mußte, um irgendein Interesse erst einmal zu wecken. Dann brauchte jeder trotz aller Ablehnung der Korrektur sehr viel Hilfe, und da es unmöglich blieb, auch nur eine kleine Gruppe gleichmäßig zu beschäftigen, so hatte ich ununterbrochen vor den heterogensten Versuchen viel zu tun. Denn die Heimbewohner waren nicht nur dem Alter nach, sondern auch nach dem Temperament und dem Milieu der Herkunft von mannigfachster Art; dazu kam, daß täglich bald der eine und andere Arbeit bekam und wieder fortblieb, bald neue Erwerbslose sich einstellten und neu eingeführt werden mußten. Ein irgendwie gemeinsames und planmäßiges Arbeiten blieb dauernd unmöglich. Man mußte beständig improvisieren, um für jeden Jungen etwas anderes aus der Sache zu machen, wobei er zu halten war. Und das alles, während man noch dabei über die Schulter fort bald gegen individuelle Rüdigkeit, bald gegen eine kollektive Obstruktion oft bitter genug zu kämpfen hatte.

Dabei wurde mir dann noch von sehr entfernter Stelle in voller Unkenntnis der Sachlage vorgehalten, ich müsse den Zeichenunterricht besser zur beruflichen Förderung der Jugendlichen ausgestalten. Ich hatte unter meinen Jugendlichen damals nicht einen, dessen Beruf das Zeichnen gebrauchen könnte; dagegen Bäcker, Friseure, Schornsteinfeger, Liftboys, Hausdiener, fast in der Überzahl ungelernete Arbeiter, die mit jeder Gelegenheitsarbeit sich halfen, als Radfahrer, Zettelverteiler, heute in einer Marzipanfabrik, morgen am Säurefaß einer galvanoplastischen Anstalt, dann im Kartoffelkeller oder auf dem Kohlenplatz, im endlosen Wechsel.

Und dann die ganz jungen, die noch nach einem ersten Broterwerb tasten mußten. Da fördere einer mal beruflich durch Zeichnen!

Die deutlicher werdende Vorstellung, was ich hier zu tun hatte, ließ mich bald ganz im Heim bleiben, so lange dieses geöffnet wr. Ich aß mit den jungen Leuten mein Mittagbrot, wie sie aus einem emaillierten Blechnapf, und nichts anderes als sie, und trank mit ihnen um halb vier Uhr einen Blechtopf Kakao; spielte mit ihnen Schach, war bei ihren Unterhaltungen beteiligt, und sah vergnüglich ihrem oft tollen Treiben zu, solange der Scherz erträglich war. Und dann begannen die persönlichen Aussprachen, die, so wenig sie auch in Wirklichkeit zu ändern und zu helfen vermochten, mit der Zeit feine Fäden in wachsender Fülle schufen, aus denen endlich das feste Gewebe wurde, daß mich nach jahrelanger Arbeit dieser Jugend über alle Gegensätze fort verband.

Die Einblicke, die ich nun zu gewinnen begann, waren so tief verwirrender Art, daß ich Zeit brauchte, die Wahrheit dieser Welt zu begreifen, in die selten ein Mensch einen Blick zu tun vermag, der nicht selbst zu ihr gehört. Von diesen paar Dutzend Jungen sah man bald zu Hunderten von Parallelfällen hinüber, sah in die Familien, in Jugendverbände, in Kliken, endlich eines Tages in verbrecherische Verbände, in unheimliche Bindungen, in eine Welt des Zwanges und unvorstellbarer mannigfachster Not. Mitteilungen anderer Dienststellen, anderer Jugendpfleger vervollständigten das Material, das, nur von anderen mitgeteilt, ohne die persönlichen Erlebnisse doch in allem Entscheidenden unverständlich geblieben wäre. - Allerdings bitte ich gleich darum, nun nicht etwa "Enthüllungen" von mir zu erwarten.

Ein Bild der materiellen Not dieser Menschen kann sich jeder allenfalls selbst machen, wenn man nur den Mut aufbringt, sich zu vergegenwärtigen, welche Geldbeträge Familien zur Verfügung stehen, in denen wenig oder nichts durch Arbeit erworben werden kann, und wo die Beträge der Erwerbslosenunterstützung oder des Wohlfahrtsamtes alle oder fast alle ernähren müssen. Dazu kommt das Wohnungselend; und auch hier sind ja die Zahlen leicht zugänglich, wie viele Menschen in Berlin zum Beispiel nicht einmal ein eigenes Bett haben, sondern auch das noch teilen müssen. Schwieriger ist es, sich die seelische Verfassung vorzustellen, in der Menschen leben, die im engsten Raum von einander bedrängt sich ihren Hunger und ihr Elend teilen sollen. Seele und Herz sind in täglichen

Mißhandlungen vernichtet. Die Familie ist einem Auflösungsprozeß rettungslos verfallen. Längst gebändigte Triebe recken drohend sich wieder auf. Die heranwachsene Jugend wird abgestoßen, wie in der Tierwelt die Alten das heranwachsende Junge von sich vertreiben. Selbstverständlich darf hier wie überall keine plumpe Allgemeingültigkeit der Schilderung angenommen werden. Auch hier ist noch oft genug die Familie im besten Sinne wirksam, und viele Väter, viele Mütter quälen sich redlich um ihre Kinder, Geschwister helfen sich wechselseitig; aber nicht das was noch da ist, sondern das, was sich entwickelt, bestimmt das Wesen der Zeit. Und wenn dann auch der Verfall der Familie durch alle Schichten geht: nirgends ist die Auswirkung dieser Tatsache so elementar wie hier. Bald geht eines der Eltern oder gar beide dem eigenen Triebleben nach und will sich in dessen Sättigung das unerträgliche Leben ständiger Not vergessen machen; bald sind es ältere Geschwister, denen das erwachende Verstehen der Jüngeren eine unbequeme Zeugenschaft aufbürdet. Und nun kennt die Enge nur eine Hilfe: das Abstoßen der Unbequemen, das in aller Brutalität, mit quälenden Beschimpfungen oder mit Faustschlägen durchgesetzt wird. Es ist, als wenn dieses Jugendalter, dem das Anschmiegsame, Pflegeheischende des Kindesalters nicht mehr eigen ist, plötzlich für die Angehörigen etwas physiologisch Abstoßendes bekommt. Mit aller Roheit wird ihnen deutlich gemacht: du ißt uns zu viel; du mußt verschwinden. Aber sie haben noch nicht die Kräfte der Erwachsenen, sich selber zu helfen. Ist doch schon in den besten Zeiten eines normalen Erwerbslebens das Schicksal der Handwerker- und Arbeiterjugend schwer genug und für alle anderen Klassen kaum vorstellbar, insofern es dazu zwingt, daß ein Alter, das noch im Suchen und Sehnen nach einer rätselhaften Ferne lebt und den Tätigkeitsdrang des Erwachsenen für die reale Welt noch nicht kennt, in die nüchterne Öde des Maschinendaseins gezwungen wird, die zu ertragen dem Erwachsenen immer wieder schwer wird. So ist der älteren Generation auch einer gesunden Arbeiterschaft es selbstverständlich, daß das schulentlassene Kind seelische Ansprüche nicht zu machen hat, sondern in der nüchternsten Arbeit sich bewähren soll. Gesteigert wird diese Anschauung in den Kreisen der "ungelernten" Arbeiterschaft, wo das schulentlassene Kind sofort nach dem Grade seines Geldverdienens gewertet werden muß. Die Mutter, die das nicht kann, "verzieht" ihre Kinder. In den durch die ewige Not und Lebensenge verworrenen Familien wird dieser vom Leben gezüchtete Instinkt zum wilden Unsinn. Der "bummelnde" Bursche wird nicht gefragt, woher er keine Arbeit hat; man will vom Fehlen der bloßen Arbeitsmöglichkeit nichts sehen und hören, wie oft

man sich auch zur eigenen Verteidigung selbst darauf bezieht. Der Kerl soll eben arbeiten, und wenn er das nicht tut, so ist er ein Stroch, den man danach behandeln muß, den man vor allem mit Recht aus dem Hause weist. Der junge Mensch empfindet solche Behandlung natürlich als sinnlos und ungerecht, und reagiert dann auch mit elementarer Hemmungslosigkeit: worauf dann wieder gegen den Nichtsnutz erhöhte Strenge angebracht erscheint, und ein circulus vitiosus geschlossen ist. - Ein Beispiel für viele. Wir mußten an den Sonn- und Feiertagen aus technischen Gründen den Heimbetrieb einstellen. So bat mich einmal vor Weihnachten ein noch ziemlich kindlicher Sechzehnjähriger, ihm ein wenig Geld zu geben, da er sich an den Feiertagen Essen kaufen müsse und keinen Pfennig Geld habe. Ich verweigerte es ihm: "Du lebst ja bei deinen Eltern, und die werden dich nicht hungern lassen." Am andern Tage brachte er mir eine schriftliche Bestätigung seiner Mutter, daß er sich selbst beköstigen müsse. Meine Erkundigungen bestätigten die Sache. Es konnte passieren, daß die Familie essend am Tisch saß und dem Jungen die Bitte um ein Stück Brot abgeschlagen wurde. Dann kamen die "Gründe". Er hatte einen Stiefvater, und den hatte er bestohlen; nun hielt der Vater alle Räume der Wohnung vor dem Stiefsohn verschlossen, der immer nur auf dem Korridor der Wohnung sich aufhalten durfte. Er leugnete den Diebstahl vor mir nicht ab, erzählte mir aber viel von der Behandlung, die ihn dazu gebracht hätte; die väterliche Behandlung aber wurde mit dem Vergehen des Jungen begründet. Hier einzugreifen war nicht meine Sache. Die brutale Essenverweigerung an ein halbes Kind, das zur Familie gehört und hundernd mit im Zimmer sitzt, wenn die andern essen, machte für meine private Auffassung es überflüssig, festzustellen, wer da "angefangen" hatte. Von dieser häuslichen Erziehung wußte sich der Junge, der ein lebhafter und intelligenter Kerl war, natürlich zu drücken; und so war dann eines Tages seine Verwahrlosung zu konstatieren. - Viele von den jungen Leuten, nur zu viele hatten zu ihrer Ernährung nichts, als was sie bei uns bekamen: mittags den Napf mit Essen, und am Nachmittag einen halben Liter Kakao mit drei Schrippen. Es ware nicht immer leicht, streng dabei zu bleiben und mit Scherzen es zu begründen, daß vor zwölf die Essenkübel nicht geöffnet werden durften, wenn die hungrigen Kerle jammerten, ob sie nicht eher etwas bekommen könnten.

Oft genug hatte der schroffe Ton des "Familienlebens" es zur Folge, daß ein Junge Nächte im Freien zubrachte. Bald war er einfach fortgeschickt worden, bald hatten Furcht oder Trotz nach tollen Auftritten ihn zum Verlassen des Hauses veranlaßt.

Wir kannten natürlich bald die, die wir darauf beobachten mußten. Das Verfahren, einen Nachtschwärmer zu erkennen, ist einfach. Man gleitet recht weit den Unterarm an der bloßen Haut hinauf, wo dann leicht eine Hautkälte festzustellen ist, die auf dem Wege von der Wohnung nach dem Heim nicht entstehen konnte.

Besonders schwer ist dauernd die Lage derjenigen, die kein Zuhause haben und allein irgendwo unterkommen müssen. Die vorhandenen Heime für den Nachtaufenthalt sind unzulänglich, sind auch mit ihrer Raumbeschränkung und ihrem kasernenmäßigen Betrieb für schwächere Naturen schwer erträglich: in Sälen steht Bett an Bett, jeder hat einen schmalen Schrank und sonst nichts für sich selbst zur Verfügung. Wer dann ein Unterkommen in einer Schlafstelle sucht, wird für seine Verhältnisse überteuert. Wohngelegenheiten mit kleinen Zimmern einfachster Einrichtung für ein bis zwei Jugendliche, mit einem gemeinsamen Tagesraum und einer Kochgelegenheit, wären ein dringendes Erfordernis der Jugendfürsorge; in Zeiten ohne anomale Erwerbslosigkeit könnten sie so verwaltet werden, daß sie eine Zubeiße nicht brauchten, was man schon daraus sieht, daß Schlafstellen meist unnötig kostspielig eingerichtet sind und doch Geld mit ihnen verdient wird. Während der Erwerbslosigkeit aber könnten die doch nötigen Wohnzuschüsse der Wohlfahrtspflege hier mehr leisten als bei dem Schlafstellenwesen.

Zu diesen Erlebnissen während der Erwerbslosigkeit kommen dann noch die Erinnerungen an die Erlebnisse, als sie Arbeit hatten; die aber sind auch wieder in einen *circulus vitiosus* gebannt: ein fremder, harter Kommandoton machte die Arbeit besonders schwer, zu der sie ein Verhältnis nicht hatten, die oft zu schwer für sie war, und bei der sie sich immer nur ausgenutzt fühlten. Da wurden sie mürrisch und widersetzlich. Und weil sie nun schwer zu behandeln sind, kann der Ton derer nicht hart genug sein, die mit ihnen fertig werden müssen.

Zu dem ewigen Hungern und Frieren, zu der inneren Not, die ganze Welt fast nur als eine einzige große Feindschaft zu kennen, in der Liebe und Güte unbekannte Dinge sind, kommt nun noch eine sonderbare Art von Unwissenheit und Leere (nicht Enge) des Horizonts. Nicht als ob ihnen ein rechtes Weltbild fehlte; sie haben ihre Überblicke und Vorstellungen, die die Schule, Zeitungen und Unterhaltungen geschaffen haben, und finden sich bei ihrer fraglosen Intelligenz ungefähr zurecht. Aber sonderbar sind die Lücken und Zerrbilder in ihrem Weltbild, an dem wenig in wirklicher geistiger Arbeit entstanden ist; meist hat die bloße Wünschbarkeit der

Dinge genügt. Meist wird die Schule nur als eine große Sinnlosigkeit mehr mit allen Listen überwunden, ohne einen wesentlichen Einfluß nehmen zu können. Die ganze Welt ist eben für den jungen Menschen dieser Klasse nur ein gegebenes Fremdes von niederträchtigen Eigenschaften, dem man sich als intelligenter Mensch überall gegenüberstellt; und vor allem darf man sich nicht "belatschern" lassen. Auch vom Lehrer ließ man sich nicht "belatschern", sondern machte sich ihm unüberwindlich. Alles: Wissen, Können, Bildung, Schaffen, Geschaffenes - das ist das Fremde, das ist, fast im christlichen Sinne, "die Welt", das große wilde Ungeheuer, das einen verbraucht, ausbeutet, vernichtet, und Not leiden läßt vom ersten bis zum letzten Lebensstage. Da raubt man sich sein Futter und das Übrige, und dabei muß jeder sehen, wo er bleibt. Die Möglichkeit, daß es außerhalb dieses eisernen Ringes etwas gibt, das kennen zu lernen lohnt, bleibt ziemlich unvorstellbar.

Wie in solcher Welt das Tun des von der großen Macht draußen nicht Erlaubten, im ernstesten Falle: das Begehen des Verbrechens - etwas ganz anderes ist als in einer anderen Menschenwelt, ist nicht schwer einzusehen. Vor allem gehören Eigentumsvergehen unter Umständen einfach zum Unvermeidlichen im Daseinskampf. Nicht als ob alle das Eigentum nicht achteten: im Gegenteil, überraschend viele bleiben dauernd von innerster Ehrlichkeit beherrscht. Und es ist mir in sehr vielen Fällen gewiß, daß der erste Schritt zum Diebstahl oder gar zum Einbruch auch denen, die ihn tun, sehr schwer fällt. Aber es ist eben alles doch anders als anderswo: die Not brennt als Versuchung täglich auf die Finger, und der Gegensatz zu der Welt, die man bestiehlt, läßt der Tat etwas von einer Selbsthilfe. Wohl schätzen die meisten Familien gerichtliche Strafen gar nicht und warnen ihre Kinder vor Verfehlungen. Aber abgesehen von den Fällen, wo diese Warnung nur als heuchlerische Warnung vor dem Erwischtwerden empfunden wird, so bleibt auch sonst so leicht das Gefühl: sagt mir lieber, was ich tun soll, wenn ich schon nicht stehlen soll! Und dann gibt es auch Fälle, wie ihn mir einmal ein Fünfzehnjähriger mit wenigen Worten zeigte: "Wat wolln Se, Herr Lamm; meine Mutta sacht: bring Jeld nach Haus; wo det hernimmst, is ma ejal."

Eine unheimliche, mystische Macht dieser Welt ist ihre bedingungslose Solidarität; sie ist ihr Halt und ihre Hoffnung. Sie verkehren wahrlich ohne Sentimentalität mit einander; sie machen sich oft das Leben wechselseitig zur Hölle, meistens denkt jeder zuerst an sich. Aber wo sie an die Grenzen ihrer Welt kommen, wo irgend wer

oder irgend etwas aus der Welt der fremden großen Macht ihnen gegenüber tritt, da halten sie zusammen, ohne danach zu fragen, ob der Angegriffene Recht oder Unrecht hat. Das gibt den feierlichen Schwung ihrer Bünde (der sogenannten "Kliquen"), das gibt die dunkle Macht ihrer Proteste und Demonstrationen; sobald dieses große "Wir" in Frage steht, kommt es wie ein Rausch über sie, der nicht leicht wieder zur Ruhe kommt. Diese Solidarität machte uns oft schwer zu schaffen, wenn gegen einen Einzelnen mit einer Strafe vorgegangen werden mußte und alle sich für den Einen widersetzen, ohne zu fragen, was er getan hatte.

Einige Wochen waren ins Land gegangen. Wir hatten uns mit den Kerlen herumgebalgt, es war manchmal zum Verzweifeln gewesen, und manchmal hatte es scheinen wollen, als ob ein wechselseitiges Verstehen sich anbahnen wollte. Nach jedem Krach taten wir, als sei nichts vorgefallen, und gingen vergnüglich auf den im Grunde unerschöpflich heiteren und ausgelassenen Ton der Jungen ein. Nun sollte zum erstenmal eine Fahrt mit ihnen gemacht werden.

Das für uns vorhandene Geld war knapp; wir mußten uns mit dem nahen Zossen begnügen, das eine gute Jugendherberge hat.¹ Es war Mitte Dezember und trübes, dunkles Wetter ohne Frost. Die Jungen waren von einer Vorfreude beherrscht, die das Beste wie das Bedenklichste erwarten ließ. Eine böse Absicht, die Fahrt zu stören, war nirgends zu bemerken; alles schwamm in Kameradschaftlichkeit, und auch gegen den Heimleiter und mich war der Ton vom besten Willen bestimmt. Aber schon auf der Bahnfahrt begannen die elementaren Auswirkungen dieser Massenpsyche. Bei jeder Gelegenheit lief alles auseinander, und ich hörte meine eigene Stimme über den Bahnsteig brüllen, daß alles sich nach mir umwandte. Aus einer verdrehten Idiosynkrasie heraus blieb vor jedem Beamten der eine und andere stehen, als gelte es, durch einen furchtbaren Blick den Mann zur Verzweiflung zu treiben. Das weibliche Geschlecht wurde in fast jedem Exemplar angeglotzt und mit Bemerkungen erfreut. Apparate des Bahnbetriebes wurden betastet, Bekanntmachungen laut vorgelesen und für blödsinnig erklärt. Als in einem Warteraum eine bedauernswerte Dame allein entdeckt wurde, klopfte man plötzlich überlaut an das Fenster des Warteraumes, und die auffahrende Dame sah in ein gutes Dutzend grinsender Gesichter von so mäßiger Vertrauenswürdigkeit, daß sie

¹ Besonders unter dem einfluß sozialdemokratischer bildungspolitiker und lehrer entstand 1925 das erste schullandheim der stadt berlin bei zossen mit einer kapazität für 1000 schüler. (*Georg Schmelzer in: www.luise-berlin.de*)

mit einem wirklichen Entsetzen aufsprang. Als wir in Zossen ankamen, dunkelte es bereits. Der Heimleiter ließ auf dem Bahnhof antreten (soweit man das Herumkrümeln der großen Horde "antreten" nennen kann), und hielt eine mahnende Ansprache; Passanten seien unbelästigt zu lassen; das Leuna-Lied² dürfe nicht gesungen werden; usw. Ein Gendarm stand gerade auf dem Bahnhof und sah mich als vermutlichen Proletarier-Führer mit durchbohrendem Verstehen warnend an. Der Marsch durch Zossen war ein Erlebnis. Kein Mensch kam ungerupft an uns vorüber. Zwei Damen eilten, peinlich berührt und doch vornehm gefaßt, zwischen uns durch. "Guten Abend, Frau Majorin! Na, Fräulein Tochter verlobt?" Das Schlimmste ist, daß man mit dem ewigen Ermahnen sich schließlich selber nur komisch vorkommt.

Winterdunkel liegt über dem Land, als wir in der Jugendherberge ankommen. Der Tagesraum ist mit Tannengrün und Adventskränzen geschmückt, die hohen, spärlichen Lampen lassen unsere Schar in eine unerklärliche Mystik getaucht erscheinen. Man sieht immer nur die wirren Haarschöpfe, die Gesichter tauchen aus den tiefen Schatten nur teilweise auf und haben dann rätselhafte Züge voll eines sonst nie gesehenen Lebens. Alle sind sehr hungrig und sehen gierig, ohne Versuch einer Beherrschung, dem Heimleiter auf die Hände, der die Stullen für das Abendessen herrichtet und verteilt. Wir sind die einzigen Gäste der Herberge. Trotz einer wilden Unruhe ist nur das Gefühl einer namenlosen Einheit da, kein Mißklang stört. Auf mitgebrachten Lauten und Mandolinen wird Musik gemacht, sie singen. Dankbar für den Tag reden alle auch zum Heimleiter und mir in einem kameradschaftlichen, einfachen Ton. Sonderbar. Das fühlt man: wer die Kerle hat, kann mit ihnen bis ans Ende der Welt gehen. Aber wer wird sie gewinnen?

Dann sind wir wieder alle im Freien und wandern gruppenweise sogar durch den finstern Wald: teils weil geraucht werden muß, was in der Jugendherberge unmöglich ist, teils weil die Natur sie anpackt und ein Schwärmen voll inneren Zwanges die Füße zum Wandern über den Erdboden treibt. Die Dunkelheit löscht alles Tatsächliche aus, wir sind nur noch menschliche Stimmen, und alle reden so gelassen miteinander. Morgen werden wir ja auch noch hier sein, - und dann kommt

² Das *Leuna-Lied* war eines der bekanntesten und beliebtesten (kommunistischen) arbeiterlieder in der Weimarer Republik. Es entstand 1921, nach den revolutionären Kämpfen um die Fabrikanlagen in Leuna.

wieder das rauhe Elend von Berlin: aber daran brauchen wir heute einmal nicht zu denken.

Alle Gegensätze innerer Verfassungen lösen einander ab, und wenig später ist wieder alles ganz anders.

Sie sind im Schlafraum.

Der Heimleiter und ich sind im Tagesraum geblieben und wollen ein wenig allein ausruhen von der beständigen Spannung, in der das ununterbrochene verantwortliche Beobachten von rund vierzig jungen Burschen die Nerven hält. Aber aus dem Schlafraum rauscht ein Lärm, der nicht mehr zu ertragen ist. Zweimal geht der Heimleiter hinüber und sucht Ruhe zu stiften. Vergeblich. Ich will einmal sehen, wieweit ich jetzt Autorität habe.

Ich versuche, mit dem Ausdruck ernster Mahnung im Gesicht einzutreten. Leider vermag ich diesen Ausdruck nicht festzuhalten, sondern ver falle in hilfloses Lachen, wie ich die Bande sehe. Alle haben sich mit den Decken, umgekehrten Mützen, Teilen ihrer Kleidung völlig verrückt kostümiert. Sie stehen oben auf den Betten oder sitzen auf den oberen Betträndern, von denen dutzendweise die nackten Beine herabbaumeln. Einer macht im Hintergrunde ein kleines Kind nach und schreit nach der Mutter, er müsse auf den Topf; einer ist mit Gewalt ganz in eine Decke eingewickelt, auf den Bauch gelegt, und wird in Pausen mit einer Nadel vorsichtig von rückwärts angestochen, was er jedesmal mit einem gräßlichen Aufschrei quittiert; einer hat sich ganz besonders ansprechend hergerichtet, steht in einem oberen Bett aufrecht und hält eine Predigt mit Bibelzitat en, die nichts zu wünschen übriglassen. Dazu singern mehrere im Stil der Heilsarmee. Meine Stimme ist überhaupt nicht zu hören. Zwei prügeln sich ernsthaft, und wie ich sie schimpfend auseinander bringe, will mir jeder brüllend sein Recht erklären.

Endlich habe ich den Ernst wiedergefunden und völlige Ruhe erzwungen. Nun rede ich zu ihnen: daß sie doch sähen, daß wir es gut mit ihnen meinen; daß sie uns nun auch helfen müßten, Ordnung zu halten, damit nicht Klagen anderer über ihr Betragen uns die Wiederholung solcher Fahrten unmöglich machten. Sie gehen darauf ein. Es bleibt Ruhe. Alle legen die Kostümierung ab, legen sich richtig unter die Schlafdecken. Aber als ich mich umdrehe, braust es wieder in einem einzigen

Laut hinter mir auf. Es war nur ein "gute Nacht!" für mich, und wie ich zurücksehe, sind alle an den Fußenden der Betten, und alle Hände strecken sich mir entgegen. Dann einigen wir uns nochmals auf völlige Ruhe, und sie sind ohne Laut und Bewegung, wie ich gehe.

Ich hatte aber noch nicht den Tagesraum erreicht, als hinter mir der gleiche Lärm tobt, den ich so wenig zu dämpfen vermochte wie der Heimleiter.

Der und ich sahen und mit einem veränderten Ernst an, als wir beschlossen, nichts mehr in der Sache zu tun. - Was haben denn die armen Kerle im übrigen von ihrem Leben?!

- - - Wenn ich heute diese ersten Zeiten schildern will, so wird es mir vor allem schwer, mich in die dauernde Wirrnis zurückzudenken, in der wir selbst damals vor unseren Erlebnissen standen. Als uns diese Jugend, diese Heime anvertraut wurden, wußten wir vielleicht alle uns selbst nicht zu sagen, was hier nun zu tun sei. Nicht einmal eine Aufgabe hätten wir uns und anderen deutlich machen können. Es waren eben Verhältnisse eingetreten, vor denen nur das eine mit Bestimmtheit gesagt werden mußte: so kann es nicht bleiben. Ein ausgesprochener Prozeß der Verwilderung dieser Jugend war im Gange. Eine Gefährdung lag vor sowohl dieser Jugend als der Allgemeinheit. Aber was dagegen tun?

Man mußte an diese Jugend erst einmal heranzukommen suchen, mußte in einer freien Verständigung den Dingen auf den Grund kommen und dann sehen, was zu tun möglich war.

Aber es saß nun einmal die Vorstellung bei ihnen fest, daß unsere Heime sich irgendein sinnloses Recht über sie anmaßen und einen unberechtigten Zwang auf sie ausüben wollten; und so war an eine einfache Verständigung nicht zu denken. Sie wollten den Kampf und hatten das nicht unbegründete Gefühl, daß, wenn sie nicht wollten, wir eben auch nicht viel anfangen konnten. Wir verstanden durchaus, was hier vorging. Diese Jugend stand eben als eine in sich geschlossene Welt dem übrigen Leben gegenüber. Wir gehörten zu der Welt draußen, der Widerstand zu leisten für sie das einzig Richtige war. Wohl waren es viele, vielleicht sogar eine Mehrzahl, die einzeln sich mit uns aufs beste vertrugen und gegen die Unterordnung unter eine wohlwollende Leitung nichts einzuwenden hatten: die

Jugend hat ja im Grunde so gern Vertrauen zu einer festen, wohlwollenden Führung. Aber die starken Naturen unter ihnen, die eigenwilligen und heftigen Temperamente wollten den Kampf gegen uns, und sie wußten bald durch Terrorismus, bald durch Anrufen des Solidaritätsgefühls immer wieder das Verhältnis aller zu uns zu erschüttern.

Wir Heimleiter standen in diesem Kampf im Grunde machtlos einer Menge gegenüber, die gegen uns jedes Mittel für erlaubt hielt. Anlaß zu revoltierendem Widerspruch war immer leicht vom Zaun zu brechen, sobald nur die Stimmung dafür da war. Bald war es die "Zwangsarbeit", bald war es das Essen, das man in solchen Fällen ja immer als zu schlecht bezeichnet. Dann wieder war unsere Behandlung zu gemein, wenn wir einem Racker zu gründlich unsere Anschauungen mitgeteilt hatten. Oder es wurde wieder einmal ein harmloser Kerl zum "Verräter" erklärt, der mit uns unbefangen gut stand, und nun mußten wir ihn gegen den Terrorismus einzelner schützen. Die Erregung nahm manchmal bedenkliche Formen an. Persönlich bedroht wurden wir oft; in dem einen Heim legten sie einmal Feuer an, ein andermal durchschnitten sie die Telephonleitung, ehe sie an den Versuch gingen, den Heimleiter anzugreifen. Setzte man ihnen in solchen Augenblicken gelassene Gleichgültigkeit gegenüber, so war eigentlich immer nur eine Verlegenheit da, und die Sache war zu Ende. Denn sie wollten nur bluffen, um etwas zu erreichen; zu Taten fehlte der tiefere, echte Groll. In einem Heim eines anderen Bezirks soll allerdings ein Leiter einmal vom Heim aus auf einer Bahre ins Krankenhaus gebracht sein. - Die Gerissenen standen wohl auch mit den Gesten politischer Erziehung vor einem: "Ich verlange Aufklärung von Ihnen, mit welchem Rechte hier überhaupt verlangt wird, daß - " usw.; andere drohten mit der Presse.

Der tote Punkt für uns war: wir hatten keine Strafmittel. In jeder Erziehung gibt es einen Augenblick, wo der Erzieher alle Belehrungen abbrechen und die Macht zeigen muß, seinen Willen auf jeden Fall durchzusetzen. Welche Machtmittel aber sollten wir anwenden? - Wir hätten uns natürlich oft genug an die Polizei wenden können. Aber das hätte das ganze Verhältnis vergiftet. Es war nicht unsere Aufgabe, die Kluft zwischen dieser Jugend und dem Leben noch weiter aufzureißen, uns mit Betonung auf die Seite zu stellen, die für sie nur die große, sinnlose Macht war. Damit wäre auf eine rettende Verbindung zwischen uns und dieser Jugend endgültig verzichtet gewesen. - Blieb die Ausweisung aus dem Heim. Wir ahnten wohl, daß

eines Tages ein bestimmter Rest ausgewiesen werden müßte, der aus einem asozialen Temperamente heraus hier nur zerstören wollte, ohne irgend etwas in sich zu haben, das eine menschliche Gemeinschaft suchte. Aber noch waren zu viele unter dem Einfluß einer sinnlosen Massenpsychose, als daß wir mit solchem Aussieben beginnen durften; noch hätten wir aus Gerechtigkeit viele ausweisen müssen, die genau so ruppig sich betrogen wie jene Unrettbaren, die aber im tiefsten Grunde mit ihren Torheiten wirklich nur für ihre Kameraden sich zu opfern bereit waren. Die mußten wir dem Heim erhalten, für die mußten wir weiter sorgen können.

Die Kerle ahnten ja nicht, wie wir selbst diese unsinnigen Verwirrungen bedauerten. Am meisten taten mir die vielen Jungen leid, die unter dem tollen Treiben im Heim schwer litten, an das sie sich aus der großen Not heraus trotz allem zunehmend gebunden fühlten.

Wenn ich heute daran zurückdenke, aus der Gewöhnung an so vieles Leid: die Erinnerung an jene Tage bewegt mich immer von neuem aufs schmerzlichste, als mir zum ersten Male Menschenschicksale aus dieser Jugend deutlich wurden. - Da war zum Beispiel der kleine Ernst. Er war fünfzehn Jahre alt, als er zu uns kam. Niemand hatte sich je darum gekümmert, was er für wunderliches Zeug auf alle Blätter kritzelte, die er in die Hände bekam. Er selber wußte am wenigsten, was er konnte. Der fing an, komische Tierfiguren seiner Erfindung zu zeichnen, deren wirre Leidensergriffenheit einen nicht los ließ. Und als ich ihm Farben gab, entwickelte er einen Farbensinn, vor dem mir oft alles Korrigieren verging. Nach einiger Zeit blieb er fort. Ich fand ihn auf dem Nachweis³ wieder, wo das Kind mit bitterer Vergnügtheit in einer Ecke saß: "Ich kann nicht mehr kommen, Herr Lamm, ich muß um jeden Preis Arbeit haben, und wenn ich den ganzen Tag auf dem Nachweis warten muß." Dann schob er lange Zeit einen viel zu schweren Handwagen durch Berlin. Nach einiger Zeit kam er wieder, von neuem arbeitslos. Und arbeitete immer intensiver. Ich erfuhr langsam von seinem Schicksal. Er lebte mit seiner Mutter allein, in einem prachtvollen Verhältnis wechselseitiger Sorge. Eine Weile hatte er einen Stiefvater gehabt (sein rechter Vater war im Krieg gefallen); der Stiefvater hatte ihn, den damals Zehnjährigen, unmenschlich mißhandelt. Als er Jahre später einmal mit anderen Kameraden bei mir war und die Rede - ich weiß nicht mehr wie

³ Nachweis von Stellenangeboten beim Arbeitsamt

- auf diese Dinge kam, verlor der große Mensch jeden Halt, warf sich über den Tisch und brach in krampfhaftes Weinen aus. Als er, noch als Fünfzehnjähriger, einmal einige Tage krank im Bette lag, brachte er mir nachher eine im Bett gemachte Zeichnung mit: ein scheußlich komisches Paar von Tierunwesen sitzt so albern wie möglich auf einer Hotelterrasse am Frühstückstisch und glotzt genießerisch in die beschneite Bergwelt; auf der Erde aber kriecht ein kleines nacktes Menschenkind herum mit einem Hundehalsband, und neben ihm liegt eine schwere Peitsche. "Det is nu doch mal die Lage von unsereinem", sagte er leise und zeigte auf die Kindergestalt. - - Da war der Georg. Er ging in der abgetragenen Kleidung bei uns herum, sprach mit niemand, gab einem schlechte und kurze Antworten, und war nicht zu beschäftigen. Eine Fürsorgerin kam dann einmal zu mir und bat mich, auf ihn besonders achtzugeben, da er in Gefahr sei, zu verbummlen. Er sei einmal in einer Lehre verunglückt, und seit der Zeit werde er schwierig; bei der Fürsorge liefen Beschwerden ein, daß er nur noch auf der Straße stehe und Zigaretten rauche. Er war damals auch fünfzehn. Ich brauchte Zeit, bis ich ihn soweit hatte, daß er mir etwas erzählte.⁴ Da kamen dann ganz andere Dinge zum Vorschein. Er war auf eine grauenhafte Art verunglückt: ein Ofen in einer Bäckerei war geborsten, und er hatte eine Weile unter den brennenden Kohlen gelegen, bis man ihn befreien konnte. Dann lag er lange hoffnungslos im Krankenhaus unter schrecklichen Schmerzen, bis energische Operationen ihn wieder leidlich herstellten. Weit über ein Jahr war er im Krankenhaus gewesen. Er war ein sehr heiterer, körperlich gewandter Kerl gewesen; als er aus dem Krankenhaus herauskam, hatte er einen entstellten Körper (jahrelang wollte er nicht mit den Kameraden zusammen baden), war in seinen Bewegungen behindert durch Muskelverkürzungen und hatte einen Nervenschock weg. Er fand einfach den Rückweg zum Alltag nicht, nachdem er so lange ein Ausnahmeleben im Krankenhaus geführt hatte. Er wurde immer verschlossener, und keiner sprach ihn an, um den Bann wieder zu heben. Dann vertraute er mir an, wie bestimmte Schreckwirkungen bei ihm geblieben waren, die ihm das Leben schwer machten, und die er vor allen zu verheimlichen strebte, damit er nicht ausgelacht würde. Ich beschäftigte ihn mit darstellender Geometrie, für die er ein großes Verständnis entwickelte. Wir unterhielten uns immer häufiger miteinander. Ich glaube an ihm eine Beobachtung gemacht zu haben, über deren Richtigkeit Nervenärzte entscheiden können: er gesundete daran, daß er sich schließlich keinen

⁴ Er brauchte Zeit, um Vertrauen zu finden!

Zwang mehr auferlegte und mit mir alles offen besprach, was ihn quälte; bis er eines Tages die schreckliche Erinnerung ganz überwunden hatte.⁵ Er wurde einer meiner besten technischen Zeichner, der die Kegelschnitte auf dem Reißbrett mit Verständnis gründlich durcharbeitete. Später gelang es, ihn nach seinen eigenen Neigungen im Leben nützlich unterzubringen, und er ist ein tüchtiger unabhängiger Mensch geworden.

Wie viele könnte ich noch nennen, die sich mir anvertrauten, die mir dann auch den Weg zum Verständnis ihrer Kameraden öffneten, ehe die selber zu mir kamen. Eine ganze Gruppe bildete sich, die abends gelegentlich noch zu mir kam, bei mir zeichnete und das fand, was ich so gern allen im Heim gegeben hätte: eine Stätte zuverlässigen Friedens, ein ruhiges wechselseitiges Vertrauen, Aussprache und Lösung von den Wirrnissen des Tages.

Aber leider erwies sich die Hoffnung noch als trügerisch, daß von dieser Gruppe eine wirkliche Brücke zwischen allen Jugendlichen und mir sich schlagen ließe. Noch war die Gruppe der Opposition eine überstarke Macht. - -

Anfang Januar hatten wir unser Heim verlegen müssen. Es wurde noch eine Tischlerei eingerichtet für die jungen Leute von achtzehn bis einundzwanzig Jahren, für die man unsere bisherigen Räume brauchte. Wir wurden innerhalb der Stadt untergebracht, in einem Barackenbau, der auf dem lang gestreckten Hofe eines der Stadt gehörigen Hauses stand. Wir verloren an dem alten Heimgebäude vieles, aber wir gewannen dafür andere Vorteile, so eine gute Heizung und eine freundlichere Einrichtung mit Vorhängen und mit Bildern an den Wänden. Und vor allem gewannen wir Heimleiter an dem Heimwart der Baracke einen prachtvollen Helfer in vielen Nöten, der mit seiner kolossalen Figur und mit seinem trockenen Witz unseren randalierenden Jungen etwas unheimlich, uns aber ein unermüdlicher Helfer war. Ein Erlebnis mit ihm wird mir durch seine Einfachheit immer unvergeßlich bleiben. Wir hatten zwei größere Kerle bekommen, die sich maßlos frech betrogen. Mir blieb nichts übrig, als den einen persönlich an die frische Luft zu bringen, und, ihn jedesmal überraschend, hatte ich ihn mit drei Stößen an der Tür, auf dem Vorplatz und auf dem Hof. Da aber drehte er sich dann um, sein Kamerad kam ihm

⁵ Ein intuitiv völlig angemessener Umgang mit den Folgen einer traumatischen Erfahrung, die noch heute nicht selbstverständlich ist, nichtmal unter "Nervenärzten"!

zu Hilfe, er zog sich feierlich den Rock aus und gab ihn dem Kameraden zum Halten und erklärte, daß es mir nunmehr aber schlecht gehen würde. Der Heimleiter war gerade abwesend, ich war allein. Alle anderen Jungen ergriffen allerdings Partei für mich und umstanden mich, einer etwaigen gehörigen Prügelei in keiner Weise abgeneigt. So mimte ich zwar große Ruhe, während ich den Kerl aufforderte, den Hof zu verlassen, war aber doch nicht geringer Sorge, welche üblen Dinge sich hier entwickeln mochten. Da legte sich plötzlich eine schwere Hand auf die Schulter des Wildgewordenen, und als er sich wütend umdrehte, sah er in das restlos freundlich dreinschauende Gesicht unseres Heimwarts, der nur seelenruhig sagte: "Nu zieh dir man deinen Rock wieder an!" Der wilde Mann wurde darauf sehr ruhig, zog seinen Rock an und ging eiligst fort, mir nur die (mir längst gewohnte) Drohung zurufend, daß er mich ja auch einmal wo anders treffen würde. - -

Das neu errichtete Heim für die Älteren wurde bald Ausgangspunkt einer Berunruhigung aller Heimbetriebe. Diese älteren Jugendlichen machten sich zu entschlossenen Wortführern der Opposition und gefielen sich in der Stellung, als ob sie die ganze Jugend vor uns schützen müßten. Die Lage wurde so verworren, daß einmal der Dezernent des Jugendamtes sich entschließen mußte, eine richtige Versammlung einzuberufen, damit die ewigen Beschwerden in Rede und Gegenrede öffentlich geklärt werden könnten. Die Versammlung verlief so töricht wie möglich. Der Wortführer der älteren Gruppe verlas ungeschickt ein langes und langweiliges Schriftstück, das Gott weiß wie entstanden war und zum großen Teil die jungen Leute selbst nicht interessierte, woher dann diese gar nicht recht in eine besondere Stimmung zu bringen waren. Es waren die alten unsinnigen Programmpunkte: Verselbständigung der Heime, Entlassung der Heimleiter, Abschaffung des Arbeitsunterrichts, sportliche und geistige Ausbildung der Jugend. Die Forderung freier Bildungsmöglichkeiten war dabei noch die drolligste Phrase, denn die, die diese Forderung stellten, hätten von diesen Möglichkeiten sicher keinen Gebrauch weiter gemacht. Der Dezernent, der in guter, freundlicher und eindrucksvoller Rede antwortete, konnte die Versammlung schließen, ohne auf seine ablehnende Rede noch Widerspruch zu finden; die Versammlung hatte den Beweis erbracht, daß die große Majorität auch keine rechte Begeisterung für die Radaubröder aufbrachte.

Aber deshalb hörte das Treiben durchaus nicht etwa auf. Wir bekamen in den Zeichenkurs drei junge Leute, die uns bald alles unerträglich aufwühlten und uns täglich zu schaffen machten. Es waren Naturen, die unter den Jugendlichen selbst eher Abneigung als Sympathie fanden, die es aber doch verstanden, den Ton im Heim zu bestimmen. Den Höhepunkt erreichte ihr Treiben auf einer Fahrt, die wir im Vorfrühling machten, und die nicht ohne Aufsehen blieb. Am Abend entfernten sich jene drei "Führer"-Naturen von der Jugendherberge und kamen gegen 10 Uhr erst in einer recht tatenlustigen Verfassung nach der Herberge zurück. Wir schliefen in zwei getrennten Räumen; ich war mit einer Schar der ruhigsten und anständigsten Naturen in einem kleineren Raum. Nach dem Schlafengehen entstand der übliche Lärm und Unfug, der aber, das wußten wir nun schon, von jedem Schlafengehen auf einer Fahrt unzertrennlich war. Immerhin war in meiner Abteilung nach einer guten halben Stunde die Ruhe vollständig, und wir hörten mit Ärger, daß die andere Abteilung sich durchaus nicht beruhigen konnte. Der Lärm war stundenlang im Steigen, und das sahen alle ein, daß eine solche Aufführung uns Schaden bringen mußte. Um halb ein Uhr merkte man dann eine zur Katastrophe drängende Zunahme des Lärms bei den anderen; und plötzlich ging unsere Tür auf, und unser Heimleiter kam mit einer Gruppe der ärgsten Elemente des Heims zu mir herein und schlug vor, ich solle diese in meine Abteilung nehmen und ihm dafür die gleiche Zahl von meinen Jungen abgeben. Denn drüben würde er der Sache nicht mehr Herr, eine anfänglich scherzhafte Katzbalgerei sei in eine wüste Schlägerei ausgeartet, er könne das Licht nicht ausdrehen, ohne sofort ein Tollhaus um sich zu haben. Gleich darauf kam auch der Herbergsvater und erklärte uns, daß er von seinem Hausrecht Gebrauch machen und uns in der Nacht auf die Straße setzen würde, wenn nicht unmittelbar Ruhe einträte: die anderen Besucher der Herberge seien außer sich über den Lärm, und er müsse an den Ruf seiner Herberge denken.

Meine Jungen wollten nun nicht mit in den augenscheinlich nicht ungefährlichen anderen Raum gehen, und ich mußte ihnen insofern recht geben, als sie es nicht verdient hatten, in solche Lage gebracht zu werden. Der Heimleiter und ich gingen dann gemeinschaftlich in den anderen Raum und bedrohten die Störenfriede mit sofortigem Ausschluß aus der Wandergruppe, da wir nicht alle Jungen durch ein paar Strolche gefährden lassen könnten, wendeten uns dann an das Solidaritätsgefühl der anderen und forderten sie auf, nicht durch ihr Betragen denen recht zu geben, die ohnedies nur Beweise sammelten, daß alle Fürsorge für diese

Jugend eine unnütze Verschwendung wäre. Der überaus heftige Ton, in dem wir sprachen, tat wieder einmal seine Wirkung, und der Rest der Nacht verlief ruhig.

Als aber der Morgen kam, erklärte der Herbergsvater uns Leitern, daß für ihn der Kampf ums Dasein es mit sich brächte, daß er die Vorfälle dieser Nacht nicht einfach ungeahndet lassen könne. Er müsse uns darum auffordern, das Heim sofort zu verlassen; wir durften nicht einmal mehr Kaffee kochen. Er war unerbittlich, und wir mußten an die Räumung der Herberge gehen.

Das war aber nun durchaus nicht einfach. Denn der Herbergsvater verlangte unter Androhung einer Beschwerde, die uns leicht für die Zukunft alle Jugendherbergen hätte schließen können, daß wir die Schlafräume ihm erst nach der üblichen Reinigung übergäben; was eine lange Verzögerung des Aufbruchs mit sich brachte. Denn es fanden sich nur drei Jungen, die den Mut hatten, dem Heimleiter bei der Reinigung, der Deckenabgabe usw. zu helfen: die Terroristen hatten die ärgsten Drohungen gegen jeden ausgesprochen, der sich unseren Anforderungen fügen würde. Unterdessen hatte ich draußen vor der Herberge, deren unnützes Betreten uns schon verboten war, etwa vierzig aufgeregte, hungrige, durch die fast schlaflose Nacht nervös überreizte, zum größtmöglichen Unfug aufgelegte Jungen zu überwachen. Immer ist etwas zu verbieten. Da reißen sie sinnlos Zweige vom Gesträuch und knicken Äste ein; einige klettern immer wieder in einen am Ufer befestigten Kahn, schaukeln verrückt danit und versuchen, ihn von der Kette zu sprengen. Irgendwo prügeln sich welche, und solche, die sich durch ruhiges und anständiges Betragen augenscheinlich als "Arschkriecher" bewähren, werden im Vorbeigehen geknufft und beschimpft. Von Zeit zu Zeit stellen sich alle am Eingang der Herberge an und brüllen im gut funktionierenden Sprechchor: "Wir haben Hunger, gebt uns was zu fressen!" Die anderen Besucher der Herberge meiden uns vorsichtig. Von Zeit zu Zeit gehe ich hinein und überzeuge mich vom Stand der Dinge. Es ist eine schreckliche Stunde, die kein Ende haben will.

Endlich könne wir abmarschieren. Aber nun - wohin, wo auch nur einmal erst für Frühstück sorgen? Das Geld, das wir mit uns führen, ist auf die alleinstehende Billigkeit der Jugendherberge berechnet. - Endlich finden wir eine Wirtschaft im nahe gelegenen Ort, wo man uns auf langes Zureden erlaubt, Kaffee zu kochen, und uns eine unseren Verhältnissen entsprechende Rechnung macht. Aber der Unfug der Jungen geht weiter. Wahrscheinlich vom Wirt geholt erscheint der Landgendarm

und unterhält sich interessiert und vorwurfsvoll mit mir; dabei beobachtet er vorsichtig die Gesellschaft. Der Wirt bittet mich, gleich nach dem Kaffeetrinken doch lieber abzuziehen, diese Kerle würden ihm doch zu sehr das Geschäft stören. Es ist ja Sonntag! - Dann geht es wieder hilflos und ziellos weiter. In einer Tagelöhnerhütte erlaubt uns eine Frau endlich, daß wir auf ihrem Herde Mittag kochen. Unter dessen lagere ich mit allen im Staßengraben, wo wir nachher auch essen. Es ist bedeckter Himmel und die rauhe Kühle des Märzanfang. Und der Unfug nimmt kein Ende. Vorüberfahrende Autos werden bis zum Zwange des Anhaltens belästigt. Schließlich kommt der Gendarm wieder und berichtet mir wütend, daß weiter weg im Walde eine Straßensperre gebaut sei, und verlangt von mir Auslieferung der Täter. Sehr richtig und sehr blöd. Genau so kommen in Berlin die Nachbarn zu mir gelaufen, schimpfen und verlangen, ich solle "die Täter" bestrafen. Die Täter werden leider wohl unter meinen Kerlen sein; aber wie soll ich die nachträglich herausfinden, wen soll ich bestrafen? Wenn der Herr Gendarmeriewachtmeister selber wüßte, wer die Täter sind, so würde er ja nicht erst zu mir kommen. Also wieder eine angenehme, ablenkende Unterhaltung. Und so verläuft der ganze Tag. Auf dem Heimweg kommt die Sonne durch. Ich bleibe mit einer Gruppe im Walde zurück und lasse sie Ball spielen. Eine bessere Stimmung kommt auf. Da erscheint der Rädelsführer des nächtlichen Unfugs und erzählt mir: er habe sich von uns allen auf dem Heimweg getrennt, sei mit anderen Kameraden gegangen, sie hätten ein Rad daheim, das sei ihnen zerbrochen, laufen könnten sie jetzt mit dem Rad nicht, bei uns können sie nicht bleiben, so möchte ich ihm Fahrgeld geben, er könne und werde es mir am andern Tag wiedergeben. Ich gebe es ihm ohne jede Kritik, um öffentlich die Lage nicht zu betonen. - Endlich sind wir wieder in Berlin und atmen auf, als auf dem Bahnhof alle sich von uns verabschiedet haben und wir für das, was sie weiter noch tun mögen, keine Verantwortung mehr tragen.

30

Als wir am andern Tage im Heim zur Besinnung rufen wollten, ging der Tanz erst recht los. Jener Rädelsführer, dem ich das Geld gegeben hatte, verhöhnte mich noch, daß ich ihm geglaubt hatte: er habe nur beweisen wollen, daß er so nach Hause fahre, wie er wolle, und da wir zu ihrem Heimtransport verpflichtet wären, so solle ich mir nur das Geld im Rathaus wiedergeben lassen. Der Lärm ging während des Unterrichts weiter, man johlte, pfiff, schrie, hinderte die Zeichnenden -

es war eine Kraftprobe, es war zu Ende mit dem Versuch, durch Güte und Geduld zu einem Ziel zu kommen.

Wir berichteten telephonisch nach dem Rathaus. Kurze Zeit darauf kamen zwei Herren aus dem Jugendamt, und wir berieten. Unterdessen tobte im Nebenraum die liebe Jugend: es war eine richtige Revolte im Gang. Was tun? - Vor allem: wir mußten uns selbst helfen. Nur keine polizeiliche Hilfe, die unsere Verlegenheit bewiesen hätte! Eine Anrede der Herren aus dem Rathaus wurde mit demselben Vergnügen aufgenommen, wie vorher unsere Ermahnungen. Nun wurden die drei Rädelsführer aufgefordert, das Heim zu verlassen. Sie seien für drei Tage ausgeschlossen. Aber die erklärten, sie gingen nicht. So wurde die ganze Belegschaft des Heims aufgefordert: sie sollten ihre Kameraden veranlassen, zu gehen; wenn ihnen das nicht geriete, müsse das ganze Heim geschlossen werden. Selbstverständlich geriet ihnen das nicht, und nun wurde das Heim als geschlossen erklärt und alle wurden aufgefordert, es zu verlassen. Woher dann alle ohne Katastrophe hinausgingen, weiß ich nicht; vielleicht verwirrte sie unsere Ruhe und Bestimmtheit. Die Stimmung war so, daß man in jedem Augenblick den Ausbruch von Gewalttätigkeiten erwarten durfte. - Es war den Jungen gesagt, daß sie am andern Tag wiederkommen dürften, mit Ausnahme der drei, denen jedes fernere Betreten des Heims nunmehr verboten wurde.

Am andern Tage waren alle wieder da, aber die drei Häuptlinge auch. Telephonische Unterhaltung mit dem Rathaus. Beschluß: Verfahren wie gestern, keine Gewaltanwendung, eventuell wieder Schluß, dann aber für acht Tage. Die schriftliche Festlegung dieser Anweisung wurde uns vom Rathaus sofort zugeschickt.⁶

Als nun die drei zum Gehen nicht zu bewegen waren und Lärm und Unfug wieder voll im Gang waren, stellten der Heimleiter und ich uns mit dem Rücken gegen die Tische (der Ausgang war uns versperrt), und der Heimleiter verlas das aus dem Rathaus gesandte Schriftstück, das das Heim für acht Tage schloß. Ein wüstes Johlen antwortete uns. Aber für eine wirkliche Revolte fehlte doch die innere Zustimmung der meisten, die teils gezwungen, teils gedankenlos mitmachten. Nach

⁶ Heutzutage würden derlei entscheidungsprozesse vorschriften- und formulargestützt über drei instanzen gehen und zwei wochen dauern - da ja niemand persönliche verantwortung dafür übernehmen würde!

einer halben Stunde hatten wir alle zur Tür hinaus gedrängt und verschlossen das Heim.

Während dieser Woche gingen wir beide täglich nach dem Heim; und wenn der Beweis für uns nötig gewesen wäre, so war jetzt bewiesen, was das Heim für die irregeleitete Jugend zu bedeuten hatte. Viele kamen angeschlichen, stellten vorsichtig unsere Anwesenheit fest, und kamen dann herein immer mit derselben Bitte: sie hungerten, wir sollten ihnen Essen beschaffen. Eine menschenfreundlich verwaltete andere Dienststelle gab uns, was möglich war, und wir fütterten eine Anzahl während der bösen Woche durch. Unterdessen verhandelten wir auf dem Rathaus, was nach Ablauf der acht Tage geschehen sollte, wenn, was vorauszusehen war, die drei Störenfriede wieder kämen und alles beim alten wäre. Lange wollte man an dem Prinzip festhalten, keine Gewalt zu gebrauchen, sondern wieder der Gemeinschaft die Regelung der Sache zu übertragen, und wenn sie das nicht vermöchte, wollte man das Heim abermals und diesmal noch länger schließen. Dem widersprachen wir eindringlich. Denn wir wußten, daß bei dem Terrorismus der Radaubröder die besseren Elemente nicht einmal reden durften, und daß bei dem labilen Charakter der meisten der Einfluß jener sehr energischen Wortführer immer zum Ziele kommen würde. Die Folgen aber hatten vor allem die zu tragen, die in ihrer Not am wenigsten daran dachten, uns Schwierigkeiten zu machen; wie wir es eben an unseren hungernden Besuchern gesehen hatten. Endlich wurde der Entschluß zu einer entscheidenden Wendung gefaßt: die drei Rädelsführer seien für immer aus dem Heim zu weisen, mit Gewalt zu entfernen, wenn es nötig sei, ja, allerschlimmsten Falles sei Polizei anzurufen.

Wie zu erwarten war, kamen nach Ablauf der Woche bei der Wiedereröffnung des Heims auch jene drei in strahlender Frechheit an und erhofften sich eine Fortsetzung der großen Szenen. Aber nun wurde kurzer Prozeß gemacht. Als das Heim so ungefähr voll war, erklärten wir den drei Gewaltigen, daß sie das Heim nie mehr betreten dürften; daß sie sofort gehen müßten; daß, wer ihnen jetzt beizustehen versuchte oder nur einer Kritik unseres Vorgehens sich nicht enthielte, das Schicksal der drei Ausgewiesenen teile und nie wieder bei uns geduldet würde. Der Abrede gemäß hatte sich die eindrucksvolle Gestalt unseres getreuen Heimwerts zu uns gesellt, der die Gesellschaft nur mit einem aufrichtigen und heiteren Wohlwollen ansah. Da schlug die Stimmung ganz unerwartet um; alles blieb lautlos, nur die drei

Betroffenen begannen ein erschreckendes Schimpfen und Drohen. Und waren doch wenige Minuten später verschwunden.

Mit diesem Tage trat eine Wendung ein. Erstens wurden die unsinnigen Versuche jetzt endgültig aufgegeben, durch Störungen des Heimbetriebes dessen Umgestaltung nach den Wünschen derer zu erzwingen, die zwar von der Stadt das Geld für die Heimbetriebe haben wollten, der Stadt aber jedes Bestimmungsrecht innerhalb der Heime bestritten. Ferner machte es einen entscheidenden Eindruck, daß nunmehr Ausweisungen verhängt wurden, also jeder Unfug unangenehme Folge haben konnte; die meisten, ja wahrscheinlich kann man sagen: alle brauchten ja das Heim als einzige Hilfe in der Not dringend. - War jener eigentliche tolle Widerstand gebrochen, so war deshalb leider eine rechte innere Wandlung doch noch nicht eingetreten. Zuviel Unbeherrschtheit brauchte immer wieder ihre Entladungen; und viele waren noch immer da, die da glaubten, auf gerissene Art im Heim uns lenken und zwingen zu können. Wohl begannen immer mehr, unsere Gesinnung zu würdigen, und der Kreis derer, mit denen man einfach und aufrichtig umgehen konnte, vergrößerte sich zusehends; aber andere waren da, die von Zeit zu Zeit wieder Ausweisungen nötig machten, und man mußte sich sogar an das Widrigste gewöhnen: zuzufassen und mit eigener Hand Gewalt zu brauchen, wenn Frechheit und Widersetzlichkeit alles in Frage zu stellen versuchten.

Doch ist nicht zu vergessen, daß eine große Gruppe damals schon vorhanden war und ständig wuchs, die an dem Heim ihre ehrliche Freude hatte und dort unbefangen wie in einem Zuhause lebte. Im Zeichenunterricht wurde viel tüchtiger Eifer entwickelt. Das Konstruktionszeichnen wurde recht ernsthaft betrieben. Nach der Natur arbeitete eine andere Gruppe eifrig. Der Hauswart hatte eine schöne Naturaliensammlung von Wert, und gab uns bereitwillig das eine oder andere Stück, um das wir ihn baten. Wir untersuchten sogar Wasser im Mikroskop und versuchten, Infusorien zu zeichnen. Dabei passierte einmal eine Anzüglichkeit, die allerdings erst Erklärungen braucht. Unter den Heimb Besuchern war ein Matrose, der mit Leidenschaft Schiffe aus dem Kopf zeichnete; die Schiffe gerieten nicht übel, und daß das, was unter den Schiffen war, das Meer sein sollte, war ja nur anzunehmen. Über die fachmännische Vergangenheit dieses Seemannes herrschten arge Zweifel unter den Jungen, und er wurde nur als der "Süßwasserkuli" bezeichnet. Eines Tages, nach unseren Studien niederer Lebewesen, wurde er im

Heim mit der Nachricht begrüßt: "Du, der Ethe hat heute Süßwasserpolypen gezeichnet." - "Ick hau da gleich in de Fresse!" war seine Antwort. -

Damals kam die ernsteste Begabung in das Heim, die mir dort begegnet ist. Eines Tages meldete sich ein hoch aufgeschossener Fünfzehnjähriger von überaus unruhigem Temperament. Auf meine Frage (die ich an alle zu richten pflegte, um für den Unterricht Fingerzeige zu haben), was er werden wolle, antwortete er: er wisse es noch nicht; wahrscheinlich Schweizer oder Schmied. Dann brachte er mir Zeichnungen mit und begann allerlei zu entwerfen; ich merkte bald, daß ich hier mit verantwortlicher Vorsicht unterrichten mußte. Er befreundete sich mit Ernst, und beide wetteiferten nun in farbigen Entwürfen und allerlei Studien auf das glücklichste. Beide sind auch bei der Stange geblieben; ihrem Wesen nach der eine auf ruhigen Wegen, der andere in kämpfender Unrast. Diesen beiden schlossen sich geringere Kräfte an, gefühlsmäßig getragen von dem tiefen Empfindungswesen der Arbeit jener beiden, die Freude an kameradschaftlichem Wetteifer genießend. Sogar unser Maxe, auf den man im übrigen nicht genug aufpassen konnte, schloß sich aus Freundschaft der Gruppe an und hatte seinen Halt an ihr. Er konnte leider gar nichts, aber er begann immer wieder mit Feuereifer: "Herr Lamm, Sie werden sehen - diesmal wird es ein großes Bild - fein, dufte!! Bei den Figuren müssen Sie mir natürlich etwas helfen!" - Es kam gar nicht bis zu den Figuren, er erklärte das Bild bald für einen Mißgriff, der ihn aber für das nächste Bild auf den rechten Weg gebracht habe. - Da war sein Freund Ethe, der ärmste Kerl in einem bösen Schicksal, der damals so still und in sich glücklich eine bescheidene Anlage nach seinem Geschmack sich entwickelte und ganz in seiner Arbeit aufging. Ethe und Maxe zankten sich alle Tage, aber das tat ihrer Freundschaft nicht das mindeste und unterhielt die Zuhörer. Maxe konnte den Ethe nicht ruhig stehen sehen, ohne ihm irgendwie in die Kniekehlen zu stoßen, von hinten an den langen Haaren zu ziehen, einen Finger zu verdrehen und derlei mehr zu versuchen, und dazu homerische Reden zu halten: "Scheißker! Wenn der Waschlappen bloß Mut hätte - -" Verlor Ethe dann aber die Geduld und drehte sich nach ihm um, so lief Maxe davon; und wenn Ethe ihn schließlich erwischte, so erfolgte Maxes gellender Aufschrei: "Herr Lamm! au, au! Herr Lamm! Der Ethe is so jemein!!!" Da war der stille Hellmut, der später einen Selbstmordversuch machte; er bildete mit Georg, dem Opfer des Brandunglücks, und einem anderen kranken Menschen, der später Kaufmann wurde, eine Freundesgruppe. Und wie viele andere sind der Erinnerung an jene Zeit fest

eingegliedert! Wenn man sie alle um sich hätte behalten, wenn man ganz und dauernd sie hätte betreuen können - ob ihnen nicht manches zu ersparen gewesen wäre, wozu nur die Not sie trieb, die über ihre Kräfte ging!

Als der Sommer kam, konnten wir auf einem großen Sandplatz, der hochgelegen hinter dem Hof eine Welt für sich bildete, auch ein wenig Sport treiben; sie rangen da und machten Ballspiele und nebenbei manchen Blödsinn. Mittags saßen wir auf dem Hof im Schatten eines Nußbaums, von dem immer mehr Blätter abgerissen und berochen wurden, und erzählten uns mehr oder minder wahre Geschichten. Auf dem Hof war auch noch in einer anderen Baracke eine Zigarrenfabrik, eine bescheidene kleine Unternehmung, die einem Manne mit fremdartigem Dialekt gehörte. Mit dem gab es manche Reiberei. Wenn er Zigarren zum Trocknen aufgestellt hatte, so fanden sich gelegentlich wohlgeordnet Schrippenreste oder rätselhafte Dinge aus Bindfaden und Papier zwischen den Zigarren und mußten wieder aussortiert werden. Er holte sich manchmal einige der Jungen zu Hilfeleistungen und wollte sich dann bei der Entlohnung billig helfen: "Werde ich geben Rauchwerk" waren seine ihm oft nachgemachten Worte, und dieses Rauchwerk waren Zigarren von Eigenschaften, denen Stärkere als unsere Jungen nicht gewachsen gewesen wären. Dann ärgerte man ihn einfach, indem man ihn mit einer nichtsnutzigen Begabung in seiner eigenen Sprache anredete. Darüber wurde er wütend und verstieg sich einmal zu der weit gehenden Behauptung: "Lebt Ihr alle von mein Geld! Freßt Ihr Strolche euch satt von meine Steuer!" - "Ja, ja," sagte ein großer Bursche ganz gelassen, "man sollte nicht glauben, was mit die Zigarren verdient wird."

Einmal konnte ich auch feststellen, daß die methodischen Hetzereien gegen unsere Heime bewußt eingestellt waren. Einige Leute des Heims für die Älteren (achtzehn bis einundzwanzig Jahre), die damals die große Versammlung erzwungen hatten, kamen zu uns. Sie wollten mit dem Heimleiter und mir etwas verhandeln, mir paßte die Sache nicht, und ich ging von der Versammlung fort. Der Heimleiter besprach noch vieles mit ihnen auf dem Hofe. Nachher kamen sie zu mir ins Heim und baten in durchaus gutem Tone, sich unseren Betrieb einmal ansehen zu dürfen. Die Jungen zeigten ihnen ihre Arbeiten und holten ihre fertigen Sachen hervor. Und jene draußen so streitlustigen jungen Leute waren ganz verändert und aufrichtig

interessiert und sagten mir auf ihre Art, daß sie es respektierten, daß ihre jüngeren Kameraden hier doch etwas lernten. -

Im Herbst machten wir eine gemeinsame Dampferfahrt, alle Heime waren dabei, auch die Mädchen. Der Tag verlief aufs beste und war für uns alle eine große Ermutigung. Nun war jener Haupträdelsführer, der den großen Frühlingskandal bei uns geleitet hatte, unterdessen im Tischlerheim wieder aufgenommen worden, aus Rücksicht auf die große Not in seiner Familie. Als wir nun alle in Gosen waren, sah ich ihn plötzlich unter den anderen auf einer Bank sitzen. Es war deutlich, daß er meinen Blick in einer Verlegenheit mied. Ich ging zu ihm und hielt ihm einfach die Hand hin: "Tag, Orje!" - Man sah, wie eine ehrliche aufkommende Freude sein Gesicht zu immer breiterem Lachen verzog. Er gab mir die Hand, ich setzte mich zu ihm und fragte ihn, wie es ihm ginge.- Und wir unterhielten uns, als sei nie zwischen uns etwas vorgefallen, er war eifrig bestrebt, mir zu erzählen und seine besten Seiten zu zeigen. Wir haben uns später oft getroffen, und immer war er betont manierlich zu mir und führte eine vernünftige Unterhaltung.

36

Zu einem ruhigen Gemeinschaftsleben kamen wir aber trotz aller dieser Wandlungen doch noch lange nicht. Es waren natürlich auch solche junge Menschen im Heim, die man beständig unter Druck nehmen mußte, wenn man eine Ordnung aufrechterhalten wollte, und deren halsstarrer Eigensinn schuf oft bittere Stunden. Man mußte hart sein, wo man so gern freundlich gesorgt hätte. Vor allem war es der Vertrauensmann, der immer wieder im Heim unruhige Stimmungen schuf. Es war ein anarchistisch eingestellter junger Mensch, aus sehr friedlosen Familienverhältnissen und von einem wirren Freiheitsdrang beherrscht, der zugleich selbst von einer hitzigen Herrschsucht war. Lange war ich anfangs durchaus bemüht gewesen, ihm entgegenzukommen und mit dem entschieden intelligenten Menschen eine Verständigung herbeizuführen, um ihm in seiner bedauernswerten Lage vielleicht einen Halt schaffen zu können. Wir hatten uns oft unterhalten, er hatte mich mit seinem Mädels besucht und hatte anfangs auch Vertrauen zu mir. Aber nach der typischen Art junger Leute seines Schlages sah er hier nicht eine Gelegenheit, meine Anschauungen kennenzulernen, sondern er erwartete seinen Einfluß auf meine Denkweise. Als dieser ausblieb und ich im Gegenteil darauf drang, daß er sich im Heim in die von uns eingeführte Ordnung fügte, ob er sie nun für richtig hielt oder nicht, fühlte er sich wie von mir betrogen und ging zu einer

erbitterten Opposition über. Er sammelte einen Kreis von Jugendlichen um sich, die er unbedingt beherrschte und die unserem Einfluß ganz entzogen wurden. Wo wir dann einen aus dieser Gruppe zurechtweisen mußten, da "schützte" er die armen Kerle vor uns, wozu ihm seine Stellung als Vertrauensmann des Heims dienen mußte. Bei dem unaufhörlichen Kampf zog er natürlich schließlich den kürzeren und mußte ins Tischlerheim übersiedeln unter der Bedingung, daß er dort auf jede Rolle verzichtete. Er war der Typus einer bestimmten Art proletarischer Schwärmer und als solcher aufmerksamer Beachtung wert. Diese Welt eines unerhörten Druckes auf den Menschen der untersten Schicht, auf diesen geopfert Menschen, der alles ertragen muß und nichts genießen darf, während er doch zugleich der unentbehrliche Zellenbauer dieser Welt ist - diese ganze Welt sollte mit einem Schläge abgelöst werden von einer romantischen Welt, in der man als Wanderer in freier Natur lebt, in der jedem alles gehört, alles erlaubt ist. Malte er, eigentlich mehr sich selbst als dem Zuhörer, diese neue Welt aus, so war nicht mehr vernünftig mit ihm zu reden. Jeden Hinweis auf Realitäten, jede geduldigste Darstellung der Nowendigkeiten des Lebens dieser Zeit lehnte er ab mit einem halsstarrig einfältigen: "Das muß eben geändert werden!" Wie einer seiner Freunde mir einmal sogar antwortete, als ich ihn auf die Einrichtungen der Natur aufmerksam machte: "Ja, da ist eben die Natur ganz falsch eingerichtet!" - Er hat durch seine Einstellung zum Leben es wohl immer sehr schwer gehabt, und wenn er mir von Zeit zu Zeit Bestellungen machen ließ, so merkte ich, daß sein Groll gegen mich nicht verlöschen wollte. Daß ich redlich an ihm teilgenommen hatte und ihm gegenüberzutreten mußte, gerade wenn ich ihm helfen und ihn auf einen erträglicheren Weg bringen wollte, das hat er nie begriffen. Und da war er nicht der einzige.

Mitten in dieser Entwicklung wurde unsere Tätigkeit unterbrochen. Im Herbst 1927 schien die Erwerbslosigkeit zu erlöschen.⁷ Eine Aufrechterhaltung unserer Heime war bei dem geringen Besuch finanziell nicht zu rechtfertigen, und vor allem bestand die Gefahr, daß ein Rest Jugendlicher durch uns verbummelte, daß sie Arbeit nicht annehmen wollten, weil sie sich zu gut eingelebt hatten und lieber so

⁷ Eine rätselhafte behauptung! Nach allem, was ich darüber herausfinden konnte, hatte sich die arbeitslosigkeit im winter 1927 im vergleich zum vorjahr mehr als verdoppelt, mit blick auf den tiefstand im sommer 1926 sogar vervünffacht. (Vgl. Stephanie Tilly: *Arbeit, Macht, Markt* (Berlin 2006, s. 274)

behalfen, als daß sie in die rauhere Luft der Arbeitsstätten zurückgingen. So wurden alle Heime geschlossen.

Um aber die begonnene Arbeit doch auf eine andere Art fortführen zu können, wurde mit dem Winteranfang versuchsweise ein Abendheim eingerichtet, das täglich von fünf bis neun Uhr ohne weiteres für alle männlichen und weiblichen Jugendlichen offen war. Die Leitung hatten wir zu zweit, die sehr erfahrene Leiterin des bisherigen Erwerbslosenmädchenheims und ich. Die Mädchen konnten Handarbeiten machen, die Jungen bei mir zeichnen, es war ein Radioapparat da, ein Klavier zu gemeinschaftlichem Musizieren, Bücher und Spiele; wir faßten Vorträge ins Auge über Dinge, die an den Abenden selbst erst als geeignet sich erweisen sollten; und endlich konnten wir gemeinsame Spiele veranstalten. Gegen sieben Uhr wurde Kakao gegeben, zu dem jeder das Abendbrot sich selbst mitbringen mußte.

Dieser Versuch war ein Mißgriff, und wir mußten ihn schon nach sechs Wochen wieder aufgeben. Die Erinnerung an diese Abende verwirrt mich noch heute. Ich höre heute noch, wenn ich daran denke, diesen aberwitzigen Lärm, überschüllt von Aufschreien, Klirren und Krachen, Trampeln und Scharren, sehe die hastenden, suchenden, laufenden Gestalten und wirren Unfug ohne Namen. Wohl kam ein Teil der alten Belegschaft der ehemaligen Tagesheime; aber zu viel von jener völlig vernachlässigten Jugend fand sich ein, die unsere Heime gemieden hatten, weil ihr das wenige an Arbeit und Ordnung, das wir forderten, schon zuwider war. Alle geordnete Beschäftigung war bald unmöglich vor dem unsinnigen Treiben, das lärmend durch die drei Zimmer unseres Heimes sich wälzte. Kerle von der Straße kamen herein, die kaum die Hüte von den Köpfen nehmen wollten, mit höhnischem Lachen Tische und Stühle durcheinanderstießen und mit den Mädchen einen Ton anschlügen, der nicht mehr gesteigert werden konnte. Von Tag zu Tag wurde es schlimmer. Unsere Besucher von den Tagesheimen blieben mehr und mehr fort oder wurden mit in den irren Rausch gezogen. Trotz allen guten Willens, einmal das Unmögliche zu versuchen, mußte ich einige ausweisen, wenn ich nicht alles riskieren wollte. Da wurde es noch schlimmer, weil diese Ausgewiesenen an den andern Abenden mit Helfern wiederkamen und ich nun allein den oft körperlichen Kampf hatte, sie am Betreten des Heims zu verhindern.

Es waren uns Räume in einem Mietshause angewiesen, das von Mittelstandsbürgern bewohnt war. Telephon hatten wir nicht, ich mußte für alle Fälle mit einigen mir

ergebenen Jungen genau verabreden, wie sie das Haus verlassen und mir Hilfe holen sollten, wenn es einmal gar nicht mehr anders ginge. Nun rasten dann, wenn es etwa sieben Uhr geworden war, die Jungen und Mädchen in einem ungesunden Rausch durch alle drei Räume, übertrieben alle Spiele und forderten Aufsicht und Eingreifen überall; unterdessen waren andere auf den Treppen, den Hausfluren, im Hof, sangen und führten sich auf, daß die Hausbewohner sich nicht hindurchwagten und Beschwerden bei der Polizei und im Rathaus einliefen. An der Haustür aber drängten sich die Horden der Ausgewiesenen und deren Freunde, und wenn ich schon die Haustür verschlossen hielt, so wußten sie doch mit Hausbewohnern, die heimkehrten, sich ins Haus einzuschleichen und erschienen mit lautem Unfug oder Drohungen immer wieder überraschend im Heim; die mußte ich dann wieder hinaus schaffen. Gelegentlich mußten dann Frau M. und ich Gruppen von Mädchen um neun Uhr nach Hause bringen, weil uns anvertraut war, welche Überfälle für den Heimweg geplant waren, vor denen wir die Mädchen in Sicherheit bringen mußten. Zwischen all diesem Irrsinn mußte man andere beruhigen, Streit schlichten, eigensinnig Weiterarbeitende beraten, stille Orte kontrollieren. Eines Tages verlor sogar die überaus tapfere Frau M. die Fassung; in einer Art Weinkrampf schrie sie nach mir: "Es ist zu arg, kommen Sie, kommen Sie!" - Es war auch zu arg, und wir forderten alle auf, nach Hause zu gehen. Am andern Tag gab das Rathaus bekannt, daß das Abendheim geschlossen sei.



Aber unsere Arbeit, die uns in den letzten Wochen krank gemacht hatte, ging sofort weiter. Es sollten sofort zwei Abendheime der gleichen Art eröffnet werden, jedoch getrennt für Jungen und Mädchen. Das Heim für die Jungen sollte in jenem Barackenbau am Ende der Stadt aufgemacht werden, in dem ich zuerst meinen Zeichenkursus begonnen hatte. Ich habe es eingangs schon beschrieben. Die Leitung sollte ich übernehmen in Gemeinschaft mit einem Jüngeren, nämlich dem technischen Leiter des früheren Tischlerkursus für Erwerbslose.

In der Dunkelheit eines trüben und eisigen Dezembertages kam ich zum erstenmal wieder nach dem mir so bekannten Gelände. Was während der Zeit, als mein Zeichenkursus hier war, noch verlassener Pferdestall gewesen war, war unterdessen zur Tischlerwerkstatt umgestaltet worden. In dieser primitiven, ungeheizten Tischlerei fand ich jenen ehemaligen Leiter des Tischlerunterrichts; Dampfchwaden zogen aus dem großen Wasserbade eines Leimtopfes, und die Säge des Kollegen machte in dem leeren Raum einen solchen Lärm, daß er mein Eintreten nicht bemerkte. Zwei elektrische Lampen brannten gespenstisch an der Decke. Draußen lag die große Weite mit den zahllosen Lichtern der fernen Fabriken, und leer und still war der große Hof. Wir begrüßten uns als alte Schicksalsgenossen, lachten und wußten beide, daß neuer Ernst genug uns bevorstand. Was wir in diesem Augenblick noch nicht wußten, war, daß von jetzt an ein paar Jahre voll schwerster gemeinsamer Arbeit uns dauernd verbinden sollten. Wir haben uns vom ersten Augenblick unserer gemeinschaftlichen Tätigkeit über unsere Aufgabe verstanden.

Der Kollege gab seine Arbeit auf, und wir gingen in die obere Baracke. Alles war noch so leer und öde wie damals; keine Vorhänge an den Fenstern, kein Bild, kein Gerät als der Ständer mit den emaillierten Eßgefäßen. Nur Tische und Stühle waren erneuert. Anständige Tische mit Linoleumdecken standen da; die Stühle waren noch in Stroh gepackt. Wir hatten sie von den Jungen auspacken lassen sollen. Da aber deren noch keine kamen, so machten wir uns selbst an die Arbeit; und so war meine erste Tätigkeit an dieser Stelle, die diesmal mir so bedeutungsvoll werden sollte, daß ich half, achtzig Stühle aus Stroh auszupacken - soweit der Kollege mir eine Beteiligung an der Arbeit ermöglichte, der vom ersten Tage an als der Jüngere mir unmerkbar Arbeit abzunehmen suchte.

Im Grunde waren wir beide in einer Art Galgenhumor. Wir ahnten, was uns bevorstand, wenn wir uns auch nicht vorstellen konnten, was wir wirklich erleben sollten.

Auch dieses Abendheim führte zu keinem brauchbaren Resultat. Zunächst mußten wir alle aufnehmen, die ich vorher aus dem gemeinschaftlichen Heim ausgewiesen hatte; die führten sich aber leidlich auf, da sie nun wußten, daß sie nichts ertrotzen konnten. Und dann kamen andere dazu - eine uns noch unbekannte, sonderbare Gesellschaft. Es waren verschlossene, rücksichtslose Gesellen, bekannte Raufbolde verrufener Kliken, die mit uns sich in Gespräche nicht weiter einließen. Ihre Anzüge

waren zerrissen und uralt, ihr Aussehen vernachlässigt; von einigen ist mir die gespenstische Häßlichkeit ihrer Bewegungen unvergeßlich. Die Roheit der Mienen war groß. Faustschläge, von denen Blut floß, wurden in unserer Gegenwart blitzschnell gewechselt; und wenn wir einschritten, so gab ein dumpfes Grollen dem Schläger recht, und die untereinander gewechselten Blicke sagten uns, daß wir die Opfer vor weiterer Mißhandlung auf dem Heimweg nicht schützen konnten, trotz aller unserer Drohungen. An eine vernünftige Beschäftigung dieser Gesellschaft war nicht zu denken. Wir schafften Expander an und Gewichte, und Kraftproben konnten wenigstens Stunden füllen. Die unheimlichsten Naturen unter ihnen wurden von den meisten Anhängern bewundert, und daran war nichts zu korrigieren. Das Weihnachtsfest in dieser Umgebung war von einer unsagbaren Melancholie. Wir hatten einen Tannenbaum mit Lichtern hergerichtet. Mit Grimassen saßen sie daneben, wenn die Lichter brannten, löschten sie immer wieder aus und klauten die Kerzen beim Schluß des Heims. Zwischendurch kamen Jungen, die uns von früher her kannten, unterhielten sich mit uns, berieten mit uns ihre Angelegenheiten und bleiben doch wieder fort, weil sie sich unter dem Treiben nicht zurecht fanden. Anfang Januar mußten wir wieder einige ausweisen, da wir an ihnen nichts ändern konnten und ihre Roheit und Frechheit unerträglich auch für die andern jungen Leute war. Dann begannen die Kämpfe und die sinnlosen Radauszenen von neuem, die nun zu dem Lärm kamen, der zum eigentlichen Heimbetrieb einmal gehörte. Nur wenn um sieben Uhr der Kakao ausgeteilt wurde, saß mal alles eine Weile ungefähr still. Vor den vergitterten, nicht verhängten Fenstern brannten die Straßenlaternen, und allenfalls sah einmal ein vorübergehender Polizist musternd über uns fort mit einem Blick, in dem Erfahrung auf alles gefaßt war. Und draußen um uns lag in Todesstille und Winterkälte das weite Land, in dem die Großstadt endete.

Eine traurige, aber wichtige Einsicht gewannen wir in dieser Zeit: daß es einen bestimmten Menschenschlag gibt, dem zu helfen einfach unmöglich ist und dessen Mitglieder man abstoßen muß, wenn man auch jeder Art von Jugend vorwurfslos zu helfen bereit ist. Sie zerstören und wollen nur zerstören: Tische und Stühle, Menschen und Vertrauen. Sie haben aufgehört, zu leiden, und haben eine helle Freude daran, Leiden zu schaffen. Man erkennt eines Tages ihre Gesichter, an einem kaum merkbaren Lächeln, das nicht zu deuten ist. Oft brechen sie dann eines Tages zusammen. Es ist ihr Schicksal, so zu sein, es gibt keinen Kampf dagegen. Wir hatten einen dabei - die Erinnerung sträubt sich dagegen, von ihm zu reden; eine



überkräftige, schwerfällige Figur, etwa neunzehnjährig, mit ausgeschrieener, heiserer Stimme; tätowiert war er bis an die Ohren. Mit Ruhe erzählte er von nächtlichen sinnlosen Kämpfen mit der Polizei oder von seiner Verhaftung als Dieb im Warenhaus: "Mit een mal sacht da eener leise zu mir: Folgen Sie mir unauffällig!" - Der hatte sich eines Tages seine Schenkel wieder weiter tätowiert und erkrankte an einer Blutvergiftung, an der er starb. Im Krankenhaus kam eine volle Sinnesänderung. Er bereute sein verlorenes Leben und bat seine Mutter uunter Tränen wieder und wieder um Verzeihung für alles, was er ihr angetan hatte.

Über die Fortsetzung dieser aufreibenden und hoffnungslosen Tätigkeit nachzudenken blieb uns durch die neuerliche Änderung der Lage des Arbeitsmarktes erspart. Die Erwerbslosigkeit setzte von neuem drohend ein, und am 1. Februar⁸ mußten wir das Tagesheim für erwerbslose Jugendliche wieder eröffnen. Damit hörte das Abendheim automatisch auf, da keine Kräfte für seine Leitung frei waren und Anstellung neuer Kräfte dafür nicht als lohnend erscheinen konnte. - Und nun begannen die paar Jahre unserer gemeinschaftlichen Arbeit an dem Erwerbslosen-Jugendheim, die in unserer Erinnerung als die klassische Zeit dieses Heims immer fortleben werden - bei uns Leitern und bei unseren Jungen.



⁸ wohl 1927

ZWEITER TEIL

Die Einrichtung unseres neuen Heimbetriebes wurde gegen den früheren vielfach geändert. Zunächst, was die Leitung betraf. In den früheren Heimen war die Leitung geteilt zwischen dem eigentlichen Heimleiter und dem Unterricht Erteilenden; letzteres war im früheren Tischlerkursus der Kollege gewesen, im Zeichenkursus ich. Jetzt waren wir beide, jeder für seinen Kursus, alles, hatten die Verantwortung für den Unterricht sowohl als für den ganzen Heimbetrieb, und zwar jeder für seine Schüler. Das letztere war irrelevant, da wir uns reibungslos jeder des ganzen Heimbetriebes annahmen und den Jugendlichen gegenüber nirgends geteilte Kompetenzen hatten.

Ferner waren die beiden Kurse, die früher räumlich weit getrennt und ohne eigentliche Fühlung miteinander gewesen waren, jetzt eine Einheit bis auf den Unterricht, den der Kollege unten in der Werkstatt, ich oben im Gebäude gab. Das eigentliche Heimleben war gemeinsam.

Dann wurde auch die Zeiteinteilung geändert. Die Zeit bis zum Essen um halb ein Uhr war arbeitsfrei; von halb zwei bis vier Uhr wurde gearbeitet; und dann blieben wir noch bis fünf Uhr zusammen. In der freien Zeit wurde getrieben, was der Tag brachte. Sehr viel wurde Fußball gespielt, das Schachspiel blieb im Heim auf ziemlicher Höhe, ein Tischkegelspiel war bei den Jüngeren sehr beliebt, wurde aber eines Tages durch das Tischtennis ganz abgelöst. Oft aber saßen wir auch nur zusammen und unterhielten uns, wobei dann alles nur Mögliche zustande kam. Manchmal entstanden die wesentlichsten Gespräche mit offenen Aussprachen über alle Dinge, mit Erzählungen der jungen Leute aus ihrem Leben oder mit Belehrungen durch uns Leiter, wo sie uns mit ehrlichem Eifer zuhören konnten. An anderen Tagen kam kein ernstes Wort auf: heller Blödsinn herrschte, Verkohlungen ausgewählter Opfer - und ein andermal auch Hader und Streit, der einmal ausgetragen werden mußte, Streit untereinander oder Auswirkungen dicker Luft, wo dann wir Leiter sie uns vornahmen. Selbstverständlich waren auch politische Streitigkeiten nicht selten. Propaganda duldeten wir nicht oder den Versuch einer

politischen Gruppe, andere als minderwertig zu behandeln; aber ihre Aussprachen hinderten wir in keiner Weise, solange das Gebrüll nicht zu arg wurde. Es war auch bald erreicht, daß diese Aussprachen, wie leidenschaftlich sie auch manchmal geführt wurden, im Gegensatz zu den Universitäten doch niemals für die Kameradschaftlichkeit schlechte Nachwirkungen hatten. Die jungen Leute hatten ein gutes Versätnis dafür, daß wir Leiter unsere Einstellung nie verbargen, aber weder jemand zu beeinflussen suchten noch Beeinflussungen duldeten.

Endlich wurde die Trennung der Jugendlichen über und unter achtzehn Jahren aufgegeben, so daß alle erwerbslosen Jugendlichen von vierzehn bis einundzwanzig Jahren bei uns waren. Diese Zusammenfassung erwies sich als nur vorteilhaft. Sobald ältere Jugendliche mit jüngeren zusammen sind, regt sich gleich ein Gefühl der Verantwortlichkeit, so daß beide Teile profitieren. Manche Flegeleien der Jüngeren wurden von den Älteren abgestellt, ohne daß wir uns darum zu kümmern brauchten.

Das Heim füllte sich bald, und das Leben darin nahm seinen eigenen Charakter an. Viele der Besucher waren dem Kollegen oder mir von unseren früheren Heimen bekannt, viele fühlten sich uns schon verbunden. Alle brachten ein mehr oder weniger energisches Temperament mit, ihre Freude am Gebrauch der Ellenbogen und am Radau, ihre Rechthaberei und ihre ganz genaue Vorstellung, wie alle Dinge laufen müßten. Gearbeitet wurde, mit den unvermeidlichen Ausnahmen, mit Eifer und gutem Willen. Die Freizeit im Heim war mehr als ausgefüllt, man brauchte wirklich nicht zu sorgen, wie die jungen Leute zu beschäftigen waren, man hatte im Gegenteil zu tun, manche der Beschäftigungen zu dämpfen oder abzustellen. Der große ehemalige Kohlenplatz bei unserem Heim, der ganz zu unserer Verfügung stand, war der wesentlichste Bestandteil des Heims. Hier wurde Fußball, Faustball, Knippholz und was sonst gespielt, und immer war noch Raum für solche, die in der Unterhaltung abseits sich ergehen wollten. Auch Aussprachen mit den Jungen, bald von ihnen besucht und bald von uns bestellt, waren beim Herumlaufen im Freien außer Hörweite der andern am besten zu erledigen. Dann kam der große Schuppen, ein großes Teerpappendach auf Holzbalken, zwischen denen die Wände gefallen waren: hier war bei Sonnenbrand wie bei schlechtem Wetter Schutz, um im Freien zu sein, und im Sommer gruben wir uns unter dem Schuppen ein großes Viereck aus, das mit gutem Sande gefüllt wurde und zum Ringen und Springen diente.

Unliebsamere Bedeutung hatten einige Nebengebäude, Hausböden und erreichbare Dächer; sie dienten nur dem Unfug, waren dafür aber auch unersetzlich. Das Erklettern der Dächer war aufs strengste verboten, wir haben sogar unter Umständen einige Tage Ausschluß dafür verhängt, um die in jedem Sinne gefährliche Kletterei abzustellen; ganz unterdrücken konnten wir sie aber wohl nie. Unsere Arbeitsstätten waren mehr als bescheiden, aber für uns bald von eigenem Leben erfüllt, so daß keiner sie kritisierte. Die Werkstatt in dem ehemaligen Pferdestall mit dem Steinfußboden war im Winter oft kalt genug. Ich hatte oben zwei Räume, in die ich meine Zeichner verteilen konnte; brauchbares Licht hatten sie beide nicht, und da die Räume außerhalb der Arbeitsstunden allen zum Aufenthalt dienten, so war es notwendig, stets zum Zeichnen alles neu einzurichten und beim Arbeitsschluß alles wieder zu entfernen und unter Verschuß zu bringen. Aber behaglicher hatten wir uns die Räume doch gemacht. Wir hatten nun Vorhänge an den Fenstern, Wechselrahmen wurden angeschafft, in denen wir unsere besten Arbeiten aufhängten, ein altes Klavier wurde uns überlassen und ein abgelegter Radioapparat, der meistens ging. - Einmal in der Woche gingen wir zum Schwimmen, einmal zum Sportplatz, um ernsthaft Fußball zu spielen. Dafür wurden die Mannschaften vorher besonders aufgestellt, oft mit solchem Eifer, daß wir während der Arbeitszeit zu tun hatten, die wechselseitigen Gesandtschaften an die Luft zu setzen, die die Zeichner in die Tischlerei oder die Tischler zu mir schickten. Zu dem allen kam das Schönste: die Fahrten. Sie waren bald so beliebt, daß wir den Plan einer Fahrt schließlich bis zum vorletzten Tag geheimhalten mußten, weil es Kerle gab, die, wenn sie Arbeit hatten und von einer Fahrt bei uns hörten, die Arbeit "schmissen" und bei uns erwerbslos erschienen, nur um mit dabei sein zu können.

Die Tage verliefen bald in fester Regel und gleichförmig, doch in dem Gleichmaß so abwechslungsreich, daß ich eines in dieser Zeit nie empfunden habe: Langeweile.

Des Morgens waren die Besucher zunächst spärlich. Der Kollege und ich waren morgens meist einige Zeit die einzigen im Heim; im Winter heizten wir dann zunächst ein, im Sommer rissen wir zunächst alle Fenster auf, und dann war allerlei zu tun, um für den Tag vorzubereiten. Mit dem einsetzenden stärkeren Zustrom begann die Unruhe. Beim Essenausteilen wurde angetreten, und hierbei war der Streit um die Plätze, die Feststellung, daß sich einer "vorgedrängelt" habe, täglich eine lärmende Nebenunterhaltung. Dann steigerte das kurze Spiel nach dem Essen

das Durcheinander, und der Ruf "Arbeitsanfang!" konnte nie laut und schneidend genug sein, um wirklich gehört zu werden. Die Arbeitszeit wurde überwiegend heiter, wenn nicht zu heiter verbracht; nach dem Ruf "Feierabend!" aber war der Teufel los. Schlossen wir um 5 Uhr das Heim, so verließen alle es in einer Art Erregung, verschnaufend und im lebhaftesten Austausch von Meinungen über irgend etwas, was wieder passiert war. Wir Leiter waren dann allerdings auch erledigt. Denn einfach war unsere Arbeit nicht gewesen. Die temperamentvolle Unruhe dieser jungen Menschen, ihre Einstellung zum Unfug, zum Eigentum, ihre Streitigkeiten untereinander zwangen zu atemloser Wachsamkeit, hetzten uns über alle Räumlichkeiten des Heims, dessen in anderer Beziehung so wertvolle Ausdehnung dann zur Qual wurde. Der Unterricht stellte an uns beide große Ansprüche dadurch, daß wir nie methodisch uns nur mit Gruppen beschäftigen konnten, sondern bei einer übergroßen Spanne der Leistungen der Einzelnen und bei der Verschiedenheit der Zeiten, die die Einzelnen schon bei uns verbracht hatten, jede Arbeit besonders zuweisen, belehren und im Auge behalten mußten, wobei nebenher die beständige Beaufsichtigung aller dummen Einfälle, die häufigen Unterbrechungen durch die Notwendigkeit sofortigen Eingreifens an anderer Stelle die Nerven ganz besonders in Anspruch nahmen. Der tolldreiste Mut bei Kletterunternehmungen, die Hemmungslosigkeit bei den Spielen, die beim Spiel ausbrechenden Launen, die Zerstörungen: überall mußte man die Augen haben. Der Verbandskasten mußte an manchen Tagen mehrmals hervorgeholt werden, und es war gut, daß der Kollege wie ich für solche Hilfeleistungen ausgebildet waren. Dazu das Traurige: die beständige Unsicherheit des Eigentums. Jedes Werkzeug, alles Material, die Bücher, die Spiele, alles mußte unter Verschuß gehalten werden. So mußte immer einer von uns gerufen werden, sobald nur ein Buch oder ein Schachbrett mehr gebraucht wurden. Selbst während des Unterrichts war es lange nicht möglich, den Schrank mit dem Zeichenmaterial offen zu lassen, weil sonst irgend etwas passierte: Bleistifte oder Farben fehlten, Reißzeuge fehlten oder waren beschädigt, Zeichnungen beschmiert und verdorben. Daran war der größte Teil der Heimbewohner unschuldig; aber die Schuldigen zu ermitteln gelang nie. Geschah es doch leider sogar, daß die Jungen selber bestohlen wurden und gelegentlich Kleidungsstücke fehlten oder etwas von dem Inhalt der Taschen in den aufgehängten Sachen. Die Empörung über ein solches Verhalten, das einen armen Kameraden nicht verschonte, war allgemein; alle paßten auf, und wäre der Täter erwischt worden, so wäre es ihm übel ergangen. Aber der Täter triumphierte über

jede List seiner Beobachter. Er war eben "ein ganz raffinierter Mensch", wie Löwenmaul⁹ sagte. - Alles in allem: man verließ das Heim meist in einer Art Erschöpfungszustand. Auf dem Heimwege konnte eine Berliner Straße ganz feierlich und still wirken als Gegensatz zu der Unruhe und dem unsagbaren Lärm, den man eben verlassen hatte.

Aufreibend war vor allem die große Spannung über alle Gegensätze der Gefühlseinwirkungen fort. Es war täglich genug in dem Heim zu erleben, woran man seine Freude hatte. Unter dieser Jugend herrscht eine Lebhaftigkeit, eine geistige Bereitschaft, eine gute Laune und ein Witz, daß wohl kein Tag verging, an dem wir nicht herzlich lachen konnten. Die Natur hat ihnen diese Kraft gegeben, ohne die sie ihre Lage wohl meistens nicht ertragen könnten. Die bedingungslose Lebensbejahung in dieser Welt hat etwas Ansteckendes. Daneben hatte man im Unterricht, in der Führung schwacher Charaktere manchen Erfolg, sah manche Dankbarkeit sich auf die stillste Art äußern, sah Fortschritte des Ganzen - es war Grund genug immer vorhanden, an dieser Arbeit Freude und Genugtuung zu finden.

47

Aber daneben ging auch immer weiter der krasseste Gegensatz her von Widerständen, die nicht zu überwinden, von Gefahren, die nicht zu bannen waren.

Die leidliche Sicherheit der Haltung des ganzen Heims, die außer aller Frage stehende Hilfe, die das Heim der gefährdeten Jugend bot, hatten zu dem Versuch geführt, wieder alle Jugendlichen aufzunehmen, die sich meldeten; auch die früher Ausgewiesenen. Ferner nahm man sogar Leute auf, die den jungen Leuten selbst unheimlich waren. Man erwartete, daß der allgemeine Geist mit der Zeit bessernd auf sie einwirken würde. Der tat es aber nicht. Im Gegenteil, der zog dabei den kürzeren. Und wieder waren es die vielen labilen Charaktere, die sofort unter dem Beispiel der Radaubröder ihre traurigsten Seiten entdeckten.

Allerdings, jene Gruppe, die früher einmal aus einer ein wenig politisch frisierten Leidenschaft heraus eine prinzipielle Umgestaltung der Heime angestrebt hatte, blieb verschwunden. Eine ganz andere Gruppe aber machte sich aufs fatalste bemerkbar.

⁹ Spitzname eines der Jungen, siehe in der Folge.

Alle Zeitungsläser werden einmal von jenen berüchtigten Wanderkliquen¹⁰ gelesen haben; wenige werden sich vorstellen können, welcher unzählbare Geist hier sich zusammengefunden hatte. Die Bünde standen unter sogenannten "Kliquenbullen", jungen Leuten von einer Entschlossenheit, Hemmungslosigkeit und roher Wildheit, die sie etwa zu Seeräubern vergangener Zeiten auch geeignet gemacht hätte. Sie durchzogen die Wandergebiete in der Umgebung Berlins, lebten oft lange an einem Ort in Zelten, überfielen schwächere Wandergruppen oder Einzelne, die sie regelrecht beraubten und gelegentlich, wenn ihnen Widerstand geleistet wurde, übel zurichteten. Damals war dieses Kliquenunwesen gerade im Aufblühen und, da man zunächst nicht recht zuzufassen wußte, im Gefühl seiner Macht. Nun wollte es das Unglück, daß wir nicht nur einige solche Kliquenbrüder ins Heim bekamen, sondern auch einen der geschätztesten Kliquenbullen, einen großen, etwas dummen, aber bedenkenlos zuschlagenden und sehr erregbaren Menschen, der eine für uns unkontrollierbare geheime Macht über eine Zahl unserer Jungen besaß - wir wußten selbstverständlich nicht einmal, wer nun alles zu seiner Klique gehörte. Dieser Mensch versuchte, im Heim seine Macht zu zeigen, kommandierte und terrorisierte die anderen und tat ihnen zum Beispiel, was er wollte. Sinn und Ziel hatte sein Treiben in keiner Weise; darin unterschied sich diese Periode von der vorigen Kampfperiode ganz. Die Sinnlosigkeit ging so weit, daß, wenn wir ihn bei einer seiner Roheiten erwischten, ihn zusammenstauchten und sofortige Ausweisung androhten, er stotternd klein beigab und seine Sache als harmloses Versehen hinstellen wollte. Die Führernatur dieses Menschen bewies sich trotzdem überall. So gab er uns auch nie recht den zwingenden Grund, ihn aus dem Heim auszuschließen, und bei denen, die wir ausschließen mußten, war deren Abhängigkeit von seinem Kommando nie nachzuweisen. Der Winter wurde sehr ungemütlich, und wir mußten mehrere Ausweisungen verhängen. Die Ausgewiesenen standen dann um die Mittagszeit vor den Straßenfenstern des Heims, die der Kollege und ich nicht sehen konnten, da wir in den Hinterräumen zu tun hatten; dort zwangen sie die Heimbewohner, ihnen Essen herauszureichen; sie hatten auch im Heim ihrer Freunde, die ihnen dabei halfen. Wollten wir nun dagegen einschreiten, so hatten wir ja gegen böswilligen Widerstand auch keine Strafmittel als abermalige Ausweisungen, womit wir die Horde auf der Straße nur wieder vergrößert hätten. Schließlich

¹⁰ Die hier gemeinten 'Wilde Kliquen' sind zu unterscheiden von den nicht destruktiv-verbrecherischen 'Wanderkliquen', obwohl es selbstverständlich Mischformen gab.

nahmen wir doch gegen unsere Grundsätze in diesem sonst nicht zu bewältigenden Falle polizeiliche Hilfe in Anspruch. Polizeistreifen hinderten jeden Aufenthalt vor dem Heim. Aber auch damit war die Sache nicht zu Ende. Denn die Polizei konnte nicht den ganzen Tag vor dem Heim sein, es hätte auch Verwickelungen anderer Art mit den fanatischen Polizeifeinden im Heim gegeben. So fanden die Ausgewiesenen immer neue Möglichkeiten, sich zu einer richtigen Gefahr für die Heimbewohner zu machen, und hofften, durch die entstehende Verlegenheit eine Wiederaufnahme zu erzwingen, wenn man sie im Heim noch als das kleinere Übel ansehen mußte.

Auf einer Fahrt im folgenden Frühjahr - sie ging nach dem Zechlinsee - kamen diese Ausschreitungen auf den Höhepunkt. Alle gute Stimmung wurde durch eine wahre Bande von Störenfrieden vernichtet. Es war klares Frostwetter, die Seen waren noch mit einer Eisdecke überzogen, die an den Ufern dünn geworden oder schon fortgeschmolzen war. Auf der Wanderung ging es in großen Schwärmen auf das Eis, oft in der törichtesten Art, so daß irgendein versagender Sprung die fatalsten Folgen haben konnte. Wir dachten schließlich: mag geschehen was will, sie wollen uns ja vor allem widersprechen. Bei der Jugendherberge zerstörten sie mutwillig einen Kahn. Ich kam dazu und verhiß den Tätern ihre Strafe. Sie lenkten ab, indem sie ohne Sinn und Verstand solidarische Rache gegen einem Unbeliebten predigten, der mir die Sache verraten hätte. Die Behauptung war erlogen. Verraten hatte mir ihr maßloser Lärm, daß am Ufer etwas los sein müßte, und ich war dazugekommen, wie der Besitzer des Kahnens sie zur Verantwortung ziehen wollte, der nun den ganzen Vorfall mir erzählte. Aber das bewußte, schreiend vorgebrachte Lügen, das mit dem wütendsten Überschreien jeder Erwiderung eine Widerlegung unmöglich machen wollte, gehörte zur Methode, genau so wie das Anrufen der Solidarität genau da, wo sie nicht hingehörte, wenn man sich an den Interessen der Allgemeinheit am schwersten selbst vergangen hatte. Richtig versuchten sie nun, offenen Widerstand aller gegen uns zu organisieren. Während dann der Kollege und ich mit dem Herrichten des Essens beschäftigt waren, kam bald dieser, bald jener der anständigen Kerle zu uns herein und forderte uns mit hastigen Worten zu zufälligem Herauskommen auf: denn lange reden durfte er nicht, wäre sein Sprechen zu uns überhaupt von bestimmten Rackern bemerkt worden, so wäre er verloren gewesen. Da hatten sie dann also das eine Mal einer anderen Jugendgruppe den Fußball fortgenommen und unters Eis gestoßen und dann gehöhnt, man solle doch beim Jugendamt Ersatz verlangen. Dann wollten sie einen verprügeln, und

dann kam der Führer einer anderen Gruppe zu uns, seinen Jungen sei ein Rucksack gestohlen, es könne nur von unseren Leuten geschehen sein. Eine Untersuchung des Gepäcks ergab nichts; dann aber wurde uns wieder hastig zugesteckt, wie wir den Rucksack finden und den Täter überführen könnten. Uns helfen, wirklich offen zu uns stehen konnte keiner von den Jungen; denn der Kliquenbulle war in einen Machtrausch gekommen und ließ seine Untertanen überall beobachten und berichten und drohte ununterbrochen mit Kliquenkeile. Aber das begeisterte Zuhören bei seinen Ansprachen, die Rachepläne gegen uns formten, war selbstverständlich auch nur Schein: die große Majorität, selbst wo sie einen Unfug gern mitmachte, dachte gar nicht daran, sich durch eine Revolte etwas zu verderben, und war auch gegen uns nicht danach eingestellt. Trotz aller noch immer wiederholten Streiche brachten wir die ganze Gesellschaft zum Bahnhof und nach Berlin, ohne daß von den großen Plänen etwas in Gang kam. Nur dem Kliquenbullen glückte es noch, auf der Fahrt einen der Stadt gehörigen Rucksack mit Abendessen und einem Kleidungsstück eines armen Jungen zum Wagenfenster hinauszuerwerfen. - Am andern Tag hielten wir großes Gericht, und die jungen Leute, deren unbelehrbare Einstellung sie zum Untergangferment des ganzen Heimbetriebes machte, wurden für immer ausgeschlossen.

Als die unvermeidlichen Nachwirkungen dieser Ausweisungen endlich überwunden waren, vor allem, als das Sommerwetter jene Wildlinge ihre Tätigkeit ins Freie verlegen ließ, abseits vom Berliner Straßenpflaster, begann eine bessere Zeit für das Heim. Harmlose Ausgelassenheit und eine allgemeine Kameradschaftlichkeit beherrschten es. Maxe erschien wieder mit seinem Freund Ethe und sorgte für unsere Belustigung. Maxes Nervosität hatte zugenommen und äußerte sich in einer großen Abneigung gegen alles, was wehtat. Als ich ihm einmal eine ganz kleine Wunde mit Jod behandeln wollte, lief er aufschreiend über den Hof davon; wurde von allen gejagt und eingefangen und erlitt dann den Tropfen Jod in filmreifer Verzweiflung. Ein anderes Freundespaar erschien neu, das im Frühjahr sich nach Ostpreußen zu Bauern hatte anwerben lassen und von dort nach vielen Abenteuern bei Bauern, die ihre Jungknechte weder ernähren noch bezahlen mochten, durchgebrannt und in endlosen Wanderungen nach Berlin wieder zurückgefunden hatte. Hier bekamen sie keine Arbeit. Der ältere von ihnen, Walla (Walter), war ein durchtriebener Bursche, dessen Erzählungen und Antworten alle zum Lachen brachten; der jüngere, Heinz, war einer der ernstesten und festesten Charaktere, die

uns begegneten, und war der Halt des zappeligen Älteren. Löwenmaul erschien; er hieß natürlich ganz anders, aber da seines Namens schon zwei Brüder da waren, so wurde er gekennzeichnet durch den Hinweis auf die Gewalt seiner Stimme, die in der Tat befähigt war, einen noch so unausdenklichen Lärm klar und mühelos zu übertönen. Und der Luftikus Willi kam, mit seinem jeder Lage gewachsenen Mundwerk, der jeden Gegenstand zu verkaufen vermochte - die Kunden erlagen der Gewandtheit seiner Rede; nur verdiente er nie etwas dabei. Und andere kamen. Es wäre ein Buch für sich, die Menschenschicksale zu beschreiben, die begannen, sich uns anzuvertrauen.

Übrigens waren Walla und Heinz nicht die einzigen, die aus Ostpreußen zurückkamen. In jedem Jahr erlebten wir es, daß von den in Frühjahr nach Ostpreußen für den Sommer angeworbenen Jugendlichen einige Durchbrenner während des Sommers zu uns zurückkehrten. Eine Reihe von mir protokollierter Beschwerden dieser jungen Leute will ich hier aus dem Spiele lassen; es ist gegen den Unverstand, der solche Rückwanderung städtischen Proletariates aufs Land immer wieder erschwert, doch nicht aufzukommen, und die einfältige Formel, die Berliner Jugend könne Berlin und seine "Vergnügungen" nicht entbehren, wird von der Bequemlichkeit doch immer weiter verwendet werden. Aber Heinz hat mir einmal Erinnerungen an die gemeinschaftliche Fahrt nach Ostpreußen aufgeschrieben, und die möchte ich hier einschalten.

>>Also abgemacht, Walla, wir fahren mit dem ersten Transport, der losgeht, nach Ostpreußen." Nach endloser Debatte waren wir zu diesem Entschluß gekommen, Das war abends und schon am nächsten Vormittag, als alle Formalitäten auf dem Nachweis erledigt waren, wußten wir: Dienstag geht's los. Wir versprachen uns so viel von unserem ersten Ausflug ins Leben.

Punkt zwölf Uhr nachts setzte sich unser Zug von Charlottenburg aus in Bewegung. Viele Eltern hatten ihre Sprößlinge bis an den Zug gebracht und renkten sich bald die Arme aus beim Abschiedwinken. Besonders einem langen Herrn schien die Trennung von seinem noch längeren Stammhalter schwerzufallen. Er lief erst langsam und dann immer schneller neben dem Zuge her und keuchte seinem langen lieben Jungen hundert Ermahnungen und Verhaltensmaßregeln zu. Ich glaube, hätte der Bahnsteig nicht ein Ende genommen, er wäre bis Ostpreußen mitgerannt. Für uns gab es keinen

Abschied, ein bißchen Gefühl war zu Hause rasch erledigt. Walla stellte lediglich fest, als eben die letzten Häuser vorbeiflogen, daß es schon beträchtlich nach Land rieche und daß der Zug dahinkröche wie eine vollgefressene Raupe. Wir hatten es uns in einer Ecke bequem gemacht und ließen den lieben Gott einen feinen Mann sein. Zunächst fing dann fast jeder an, wie das immer bei Reisen üblich ist, die Freßwaren auszupacken und sich den Bauch vollzuschlagen. Walla lag natürlich schon wie ein Frettchen oben im Gepäcknetz und rauchte wie ein Schlot. Ich reichte ihm ein Stück Kuchen nach oben, den meine liebe Großmutter gestiftet hatte. Er zeigte aber zu meinem Erstaunen gar keine Lust zum Essen, und recht gekränkt nahm ich allein das Paket auf mich, den Rest gab ich dem nächsten Reisekameraden. Aus dem Gekränktheit wäre bald Ärger geworden, als mir Walla jetzt auch noch eine Zigarette anbot. Damals hatte ich für das Rauchen noch nichts übrig, was Walla genau wußte. Erst will er also meinen Kuchen nicht, und dann will er mich noch verkohlen. Gerade wollte ich losschimpfen, da ging die Tür auf vom Verbindungsgang, und herein strahlte ein kleiner fatter Lustmolch, wie Walla sofort den Vorgang erläuterte. Schon wurden die ersten Witze über die fette Überraschung laut, da gebot der Fleischklumpen, der obendrein noch eine spiegelglatte Glatze stolz in die Höhe reckte, mit öliger Stimme Ruhe. Es war zwar nicht so leicht, und der Kleine mußte sich mehr anstrengen als Papa Lamm auf der Krücke,¹¹ ehe überhaupt Ruhe eintrat. Er sprach erst leise und gütig wie ein Vater, dann laut wie eine Portiersfrau, und zum Schluß brüllte er lauter als Adolf Hitler. Als endlich mit großem Krach die Tür ins Schloß flog, wußten wir erst, das war unser Transportleiter, und er wolle es uns schon zeigen. Durch diesen Auftritt fanden sich alle Wagengenossen wie eine große Familie zusammen. Anfangs blieben wir uns fast alle fremd, aber die Witze über unseren Herrn Transportleiter brachten uns zusammen. Zigaretten wurden getauscht und wer weiß was alles. Aus einer Ecke tönnte eine Mundharmonika, deren übrigens nicht immer richtige Töne oft im plötzlich einsetzenden Lachen untergingen. Die Luft war blau wie bei einem Gasangriff. Walla hatte mich endlich überredet, es mit einer Zigarette zu versuchen; ich tat ihm den Gefallen und saß dafür hinterher müde und nicht besonders wohl in der Wagenecke und mußte mich von dem Genuß erst erholen. Das Toben

¹¹ Bezeichnung der Jugendlichen für das Heim. (*Anm. des autors*)

ging die ganze Nacht durch, und erst gegen Morgen wurde es langsam ruhiger. Vergeblich versuchten wir zu schlafen; keinem ist es, glaube ich, gelungen, auch nur für Minuten. Dachte man endlich, jetzt würde es still, so mußte unbedingt jemand mit lautem Geschrei eine kommende Situation verkünden oder versuchen, die Stimme des Transportleiters nachzumachen. Als dann leise der Leiter wieder eintrat, um zu sehen, ob alles schlief, mußte Walla ihn unbedingt recht dämlich angrinsen und fragen, ob es weit bis Lyck wäre. Die Folge war, daß ich vor Lachen bald von der Bank fiel, was dann wieder das Signal zum allgemeinen Radau wurde. Die Antwort des Kleinen ging im allgemeinen Gelächter unter. Ich glaube aber, Walla bekam in diesem Augenblick einen fürchterlichen Feind. Der kleine Lustmolch, wie Walla ihn immer weiter nannte, ließ uns schleunigst allein und tat so, als wenn bei uns doch alles verloren wäre. Walla stellte nun eine Betrachtung an des Sinnes: wenn der Staat bloß wüßte, über wie viel tapfere und mutige Männer er doch verfügt. Wäre er Präsident, er würde den Kleinen bestimmt General werden lassen. Aber so würde dieses Prachtstück von treuem Transportleiter wohl ewig als Veilchen im Verborgenen blühen und bloß zwischen Ostpreußen und Berlin hin und her pendeln. Die Herren vom Landesarbeitsamt jedenfalls könnten stolz auf den Kleinen sein und sollten ihn schnellstens befördern, am besten gleich bis zum Ruhestand.

Zu einer Katastrophe schien es auf einem Bahnhof im polnischen Korridor zu kommen. Es war uns strengstens verboten, während des Haltens einen gewissen Ort zu benutzen. Einer konnte es aber doch nicht überwinden, woran vielleicht die vielen Zigaretten schuld waren. Jedenfalls, und so weiter. Es spricht für den Geruchssinn der Polen, daß sie das nur zu schnell bemerkten. Sie fühlten sich durch solches Vorgehen mächtig an die Autorität gefaßt und wollten unseren ganzen Wagen dabehalten. Unser Leiter schwitzte Blut und Wasser vor Angst. Er floß richtig über vor Entschuldigungen. Der polnische Beamte und der sich entschuldigende Dicke sahen aus wie ein gestrenger Lehrer und der bei einem Streich erwischte Schüler. Wir sahen dem gleichgültig zu. Walla meinte bloß: "Ne scheene Sauerei, aber uns kann keener!" und handelte sich dafür einen fürchterlichen Blick unseres uns lieb gewordenen Dicken ein.

Etliche Stunden waren seitdem ohne merkliche Störungen dahingegangen. Nur wenige Stunden waren es noch bis zu unserem Ziel, da machten sich bei Walla Verdauungsstörungen bemerkbar. Er stand am geöffneten Fenster und ich am gegenüberliegenden. Und neben Walla saß die Nase des Langen, dessen Vater sich unbedingt die Beine hatte ausreißen wollen. Der Lange bekam den Duft zuerst, der sich dann über den ganzen Raum, verteilte. Ein Empörungsturm ging durch das Abteil, aber Walla scherte sich einen Dreck darum. Das Aroma hätte einen Ochsen umwerfen können; doch Walla, der seine Nase zum Fenster hinaushielt, gab keinen Pardon. Im Abteil saßen fast alles Jüngere als der Walla mit seinen sechzehn und einem halben Jahr, so daß sie nichts gegen ihn unternehmen konnten; und ich konnte das Grinsen nicht unterdrücken. Der Lange stierte erst eine Weile vor sich hin, wollte sich schlafen legen und tat es dann doch nicht. Blaß und matt hing er in seinem ein bißchen knappen Anzug und versuchte, frische Luft zu schnappen.

Es mochte wohl eine halbe Stunde vor Lyck sein, als plötzlich ein kleiner Kerl anfang zu phantasieren. Er machte sich daran, sich auszuziehen. Anfangs sahen wir dem mit Gelächter zu. Schließlich wurden wir aber doch besorgt und sprachen auf ihn ein, er solle sich doch wieder anziehen. Da weinte er und jammerte nach seiner Mutter.

Kaum war er wieder angezogen, da hielten wir auch schon in Lyck. Schnell wurde das bißchen Gepäck ergriffen, und dann raus aus dem Abteil, das uns in den letzten Stunden zur Hölle geworden war. Wie eine Hammelherde trotteten wir dem Wartesaal zu, wo eine dampfende Erbsuppe auf uns wartete. Kaum hatte jeder seine Schüssel vor sich, so wurde es auch schon still; nur hier und da sprach noch einer, oder man hörte, wie die Löffel eifrig bis tief auf den Boden der Näpfe gesteckt wurden, was immer von großem Eifer beim Essen zeugt.

Danach wurde jeder an seinen Arbeitgeber, den Bauern, weitergegeben. Trotz unserer Beteuerungen, wir seien Verwandte und wollten unbedingt zu einem Bauern oder wenigstens in das gleiche Dorf, kamen Walla und ich auseinander. Ich erwischte gerade noch einen letzten Blick von ihm und seine Adresse, kaum, daß wir uns noch einmal de Hand reichen konnten, so nahm mich schon mein Bauer am Arm und zog mich davon. Durch dunkle Straßen

mit einstöckigen Häusern gingen wir, wohl zehn Minuten lang. Die Nachtkühle kroch mir langsam durch die dünnen Kleider. Die ganze Umgebung machte auf mich einen düstern Eindruck. Ich dachte immerfort an Walla, ob der es jetzt noch von der lustigen Seite nahm. Ein klappriger Wagen brachte uns bald raus aus Lyck. Während der ganzen Fahrt sprachen wir kaum ein Wort, und mir war es lieb so. Fest wickelte ich mich in die Pferddecke, denn eine eklige Kälte schüttelte mich von Zeit zu Zeit. An einem Gasthaus hielten wir an, und mein Bauer ließ mich allein. Lange mußte ich auf sein Wiedererscheinen warten. Trotz der Kälte war ich schließlich eingenickt. Ein lautes Hallo weckte mich aus einem kurzen Traum, der mich wieder nach Berlin zurückgeführt hatte. Hallo, hee, rief eine tiefe Stimme, wo ist denn der Herr, hee! Anfangs sah ich den Rufer gar nicht, weil er mir mit seiner Laterne in die Augen blendete. Es war, als käme die Stimme aus der Finsternis. Ich nahm meinen ganzen Mumm zusammen und deutete nach der Tür des Wirtshauses, worauf die dunkle Masse in Richtung dahin abschob. Minuten später wurde fluchend die Tür wieder aufgestoßen, und heraus torkelte ein besoffenes - - hoppla, mein Bauer. Mit Mühe hing er dann auf dem Bock und stank schlimmer als die schlimmste Berliner Destille. Der zweite nahm die Pferde beim Zügel, und langsam ging es weiter. Mir war von alledem so dumm, daß ich oft die Augen schloß; ich dachte immer nur, wie kommst du hier wieder heil und gesund davon. Ich hatte zwei Nächte nicht geschlafen und wußte bald gar nicht mehr, wie und wo die Fahrt ihr Ende erreichte. Erst als ich im Bett lag, wurde ich noch einmal munter, und zwar durch ein wüstes Gejohle, das von irgendeinem Raum unten heraufdrang. allmählich unterschied ich mehrere Stimmen, die in einen monotonen Gesang übergingen.

Ein warmer Sonnenstrahl weckte mich ziemlich spät am neuen Tag. Durch das geöffnete Fenster drang eine kalte, aber frische Luft. Ich lag lange wach im Bett und dachte über mein neues Geschick nach. Eins stand für mich bombenfest: heute sollten wir einen freien Tag haben, und der mußte unbedingt dazu herhalten, die unterbrochene Verbindung mit Walla wieder aufzunehmen. Der Gedanke gab mir wieder Mut. Ein bißchen neugierig, aber ohne sonderliches Interesse roch ich durch Ställe und Kammern, um mir das neue Heim anzusehen. Ein grauer Kasten als Wohnhaus, Laden und

Gastwirtschaft war die Festung meines neuen Arbeitgebers. Eine große rote Scheune und ein langer, aus Feldsteinen erbauter Stall umschlossen den weiten Hof. Dicht hinter der Scheune rauschte ein munterer Bach, und ein kahler Hügel bot einen herrlichen Rundblick. Rechts von der Chaussee, nur wenige Schritte vom Haus, lag ein träger See in der Sonne. Fast den ganzen Vormittag verbrachte ich auf dem Hügel. Zu meinen Füßen lagen der Bach und das Haus. Rechts und links lagen wie Leichentücher zwei Seen, die das Dorf umschlossen. Mir im Rücken mußte Lyck liegen, aber mit den Augen war es nicht zu erreichen. - Wie hatten wir uns auf diese freie, fröhliche Leben auf dem Dorf gefreut. Wie froh waren wir bei der Abfahrt, mal Berlin mit seinem Lärm und Dreck, mit seinem Stempeln-Gehen und Vor-den-Türen-Stehen, mit dem ganzen ewigen Einerlei endlich für Monate zu vergessen. Wie hatten wir diese Stunde herbeigesehnt - und jetzt! Was trafen wir an? Genau so grauen Alltag, sorgenvolle Menschen, Stumpfsinn statt Frohsinn und Leben. Alles, was wir glaubten hinter uns zu haben, fanden wir unter anderen Verhältnissen wieder vor. Vielleicht befremdete uns auch der starke polnische Einfluß. Ein großer Teil der Bevölkerung hier hart an der Grenze sprach polnisch; die älteren Leute ausnahmslos. Mit der Reinlichkeit wurde es nicht besonders genau genommen. Mit Erstaunen gewährte ich beim Erwachen des Morgens, daß mein Kammergenosse, der Sohn des Hofherrn, ohne Waschen und Kämmen auskam und, da er mit den Sachen geschlafen hatte, nur in seine langen Stiefel fuhr, eine Joppe überwarf und dann langsam in den Stall hinabstieg. Kurz und gut, ich hatte die Nase gründlich voll.

Mit dem Rade meines sauberen Schlafkumpels machte ich mich auf die Suche nach Walla. Dem ersten Kerl, dem ich begegnete, fragte ich nach dem Weg. Er verstand mich aber anscheinend nicht und glotzte mich blöde an. "Verzeihen Sie," sprach ich einen nächsten an, "kennen Sie hier in der Nähe ein Dorf, das man so ähnlich wie Schalmeien nennt?" - "Woas!" meinte er und kratzte sich hinter den Schalldosen, "Schalmeien, Schalmeien - joa - wartens emol, ick glöwe ju meen Chamaiten!" - "Na, es kann ooch Chamaiten sein", erwiderte ich schon etwas freudig. "Joa da führns man grad aus un denn rechts und über die kleene Bruck - und denn - " ja, und denn war ich endlich da. Bescheiden sprach ich bei einer alten Frau vor. Sie verstand mich aber

anscheinend nicht und meinte wohl, ich sei ein Pracher.¹² Sie fertigte mich ziemlich grob ab, und schon wollte ich entnütigt abschieben, da fuhr ich fast erschreckt herum. Da rief doch jemand meinen Namen! Und wie ich umher sah, entdeckte ich Walla, wie er sich abmühte, eine riesige Scheunentür beiseite zu schieben und sich ins Freie zu bringen.

Ziemlich entgeistert sah er mich an. Statt jeder Begrüßung streckte er mir seine Hand hin, und meinte: "Dette det hia jefunden hast, weeßte, det wundat ma; ne Arbeit forn kleenen Forscher war't ooch. Aba sach mal, brauchst du denn heite jar nischt dun?" - "Na, erlaube mal, heite solln wa uns doch ausruhn vor de Reise, heit brauchn wa doch nischt dun." - "Na du, det laß man blos nich meinen Ollen hia hörn." Da rief es schon: "Waalta, Waalta, na wo steckt denn der verfluchte Kerl! Ach, hier steht ihr beide, und ich denke, du fütterst die Pferde!" So schrie uns ein langer Kerl an. "Der's mein Baua", flüsterte Walla und sonst nichts mehr, und bedrückt schlich er in den Stall und ich noch bedrückter hinterher. Als wir wieder allein waren, sprachen wir nur noch halblaut, und wir glaubten, daß niemand weiter uns hörte. Mit Mühe und Not fand ich mich wieder zurück, spät abends, als alles längst schlief. Ich trat vorsichtig ins Haus. Nur der Sohn, dessen Rad ich benutzt hatte, saß schläfrig am Tisch und wartete wohl weniger auf mich als auf das Rad. "Nun, wo kommst du denn her", sagte er bloß. Und "nun, wo kommst du denn her?" fragte ich zwei Tage später Walla. Ich saß gerade am Fenster und trank Kaffee, als seelenvergnügt Walla daherstelte. Aber mächtig dick war er geworden in den zwei Tagen - oder? verflucht, wie sah denn der bloß aus? Mit einem Satz war ich draußen und bei ihm. "Komm, jehn wa mal da ruff", meinte er ohne jede Begrüßung. "Komm man, da oben hört uns keener", und schon ging er voran dem Hügel hinter dem Hause zu. "Also nu hör zu un kiek nich so doof", legte er dann los. "Staunst woll, weil ick so dick bin? Ja, soll man denn bei zwee Hemden, zwee Hosen, drei Paar Strümpfe und zwee Jacketts nich'n bicken dick aussehn! Na, begreifste imma noch nich? Ick bin jetürmt, ja, ick hab'n Satz jemacht, ick will wieda nach Hause." Ich wäre bald umgefallen, wie er das so selbstverständlich sagte, als wenn's von Ostpreußen nach Berlin nicht weiter wäre als vom Nachweis nach der Krücke.¹³ "Ja, ja",

¹² Bettler

¹³ Von Elk (früher lyck) nach berlin sind es 826 km.

sprach er weiter, "muß man türmen wie ein alter Sträfling, und wir sind doch freiwillig hierhergegangen." Und zum erstenmal wurde er nachdenklich und meinte: "Ick konntet nich mehr aushalten. Det war doch'n bisken ville for unsereenen, det hält ja keen Schwein aus. Pfui Deibel, sind das Mistsäue hier, nich jenuch, det ick zweemal detselbe Essen runterwürjen sollte, trotzdem de Stullen schon hart waren un de Leberwurst stank wie Aas, nee denk da mal an, setzt sich der Olle ooch noch mit'n A... in de Wassertonne, in det einzje Trinkwaser! Jestern sollte ick pflügen, un weil ick det Ding von Pflug nich regieren konnte, und die Pferde dazu schon jarnich, so bin ick, ohne det ick's wollte, in seine Stiefmütterchen jeraten un die Viecher haben alles zertrampelt. Det wollta nich vadaun, un da hat mir der Olle bald erwürcht vor Wut. Hab ick ne Wut, det ick jarnischt dajegen machen konnte! Den Hund könnt ick de Scheune üban Kopp ansteckn." Endlich hatte ich auch die Sprache wiedergefunden. "Na, wie denkst du da denn det nu weita?" - "Ick denke, wir loofn einfach nach Hause." - "Na, alleene kann ick da ooch nich lassn", erwiderte ich, "also denn man los! Aba wenn mein Baua det merkt, der läßt uns doch nich friedlich wech." Walla hatte aber schon einen Plan, und daß er gut war, haben wir gemerkt, als alles klappte wie am Schnürchen. (Sie wandern fort und verdingen sich bei einem andern Bauern.)

- - - Soviel von den Aufzeichnungen des Jungen Heinz, der damals noch nicht fünfzehn Jahr war, als er mit Walla nach Ostpreußen aufbrach. -

Eines Tages sprach mich der kranke K. an: Werner wolle wieder ins Heim. Der arme kranke K. war schon zwanzig Jahre alt. Seine Krankheit machte ihm jede Arbeit auf die Dauer unmöglich; er lebte tapfer in großer Not, wir wußten, wie jämmerlich er dabei litt. Dabei war er einer der reinsten Charaktere, von einer stillen Zurückhaltung, die man einfach als vornehm bezeichnen mußte, und immer klaglos und mit einem leisen Lächeln zufrieden. Ich war erstaunt, daß er mir Werners Wunsch übermittelte; denn es wurde mir schlecht bei der bloßen Namensnennung. Die Frechheit Werners hatte jeden Versuch, ihn im Heim zu halten, scheitern lassen; ich wußte, daß er mich persönlich haßte. Er war zu allem fähig, dabei von einer seltenen Klugheit, die ihn immer sicher und unfaßbar ans Ziel kommen ließ. Ich sagte also nur: "Du, das geht nicht." Aber K. sprach lange in mich ein. Er wisse, was ich meine, und er kenne den Werner noch besser als ich. Es seien aber große

Änderungen in dessen Leben eingetreten, die ihn gewandelt hätten. Und dann kamen wieder Schilderungen von Schicksalen, die man nicht kurz wiedergeben kann; es wäre ein Vergehen am Elend des Menschenwesens. Kurzum, Werner hatte begonnen, für seine Mutter Geld zu verdienen, war arbeitslos geworden, und wollte seiner Mutter nicht zur Last fallen. Da war er zu K. gegangen, K. solle mit mir sprechen; er versichere, daß er sich im Heim anständig betragen werde, er habe es sich zurechtgelegt, wie er jetzt das Leben neu anfangen wolle. Ich besprach mit dem Kollegen die Sache, und wir kamen beide zu der Überzeugung, daß wir uns dem Versuch nicht entziehen durften. Werner kam wieder ins Heim. Und war verwandelt. Nicht, daß für sein privates Leben jetzt Bürgschaften zu übernehmen gewesen wären; aber er wurde plötzlich zu einer Hilfe für uns Heimleiter. Ja, ergriff aus eigener Initiative jetzt gelegentlich bei Wirrnissen ein und regelte die Sache zum Besten des Sünders wie des Heims. - Dann kam der dicke Franz wieder, der so behaglich alles an sich herankommen ließ, nie sich überanstrengte, alles mit sich treiben ließ, um dann endlich, wenn es nicht mehr anders ging, den Gegner mit einem einzigen Zuschlagen nachsichtig auf den Boden zu legen; und dieser Mensch entwickelte sich in aller Gelassenheit zu einem ernsthaften Porträtzeichner. Der untersetzte Kalle (Karl) erschien im Heim, der mit seiner Körpergeschicklichkeit uns bald an jede Überraschung gewöhnte. Artisten hatten wir auch im Heim; sie banden dem Kalle einen Strick um den Leib und übten ihm auf unserem Hofe den Salto mortale ein, den er noch nicht konnte. Einmal waren sie wieder in Massen auf dem Boden, wo die Bretter der Tischlerei aufbewahrt wurden; das war verboten, aber es war ein zu großer Genuß, wenn ein Kriegsvolk oben und ein anderes unten sich mit den bedenklichsten Wurfgeschossen eine Schlacht liefern konnte. Wir jagten sie hinunter. Eine Weile später entdeckte ich wieder Kalle, wie er gemütlich oben zum Fenster hinaussieht. "Kalle, machst du jetzt schnellstens, daß du da rauskommst!" - "Jawoll, Herr Lamm!" ruft er, beugt sich weit aus dem Fenster, erwischt mit einer Hand eine überhängende Dachkante, zieht sich hinauf, hängt einige Augenblicke weit draußen über dem Hof, und hat sich darauf auf das Dach geschwungen, wo er sich wie ein Affe hinhockt und mich grinsend ansieht. "Ja, bist du denn verrückt geworden?" - "Na, Sie sagten doch, ich soll schnellstens da raus kommen! Nun ist's wieder nicht recht! Wie man's macht, macht man's verkehrt."

Der Sommer verlief gut und recht, und wenn auch alles nur als ein Anfang uns erschien, der Anfang war doch da, und wir hofften, nun auf dem rechten Weg zu sein. In beiden Kursen wurde regelmäßig und mit durchschnittlichem Eifer gearbeitet. Im Heim war Frieden, und eine Anhänglichkeit an das Heim, an die Kameradschaft begann; das üble Faustrecht, die Mißhandlung der Schwächeren schienen aufgegeben zu sein. Wieder aufgenommene Ausgewiesene hatten sich umgestellt und verbargen es nicht, daß sie die geschehenen Torheiten bedauerten. Auch die Ausgelassenheit fand sich allmählich in ungefähr erlaubten Bahnen zurecht. Die Freizeiten wurden mit allem möglichen Sport wie in einem Rausch ausgefüllt. Da unser Heim ganz abseits lag und durch einen hohen Plankenzaun von der Außenwelt getrennt war, so konnten sie an den heißen Sommertagen immer in Spielhosen herumlaufen. Zum Schluß stieg dann wohl einer auf das Dach des Schuppens, unsere mit Wasser gefüllte große Gießkanne wurde ihm immer wieder von neuem hinaufgereicht, und unter dem so erzeugten Regen kühlte sich alles ab. Oder sie gingen an die Pumpe, einer nach dem andern quetschte sich in eine kleine Wanne, und der volle Strahl der Pumpe wurde ihm über den Rücken geleitet.

60

Aber als der Winter wieder kam mit seiner Not, und die Not wieder noch größer wurde als vordem schon, da war es auch mit dem so glücklich sich anlassenden Leben im Heim wieder zu Ende, und neue Sorgen kamen über uns, ernstere, als wir sie bis dahin gekannt hatten.

Als ich das erstmal erfuhr und die Wahrheit der Nachricht einsehen mußte, daß eine Gruppe meiner Jungen stahl, gemeinschaftlich, wiederholt, überlegt, als kleine Diebesbande stahl, da habe ich viel zu überwinden gehabt. Es waren keine Engel, das wußte ich, sie waren zu uns oft recht frech gewesen, sie hatte uns manche Mühe gemacht - aber sie gehörten doch zu uns, man fühlte mit ihnen: ich weiß auch nicht, wie ich diese Empfindung ausdrücken soll, man wird mich ja verstehen. Und nun waren das junge Diebe. Und ich mußte bald einsehen, daß sie sich ja wohl schämten, daß ich von ihrem Treiben wußte, daß ihnen meine Vorhaltungen wohl peinlich waren, daß sie aber auch in dem allen keinen zwingenden Grund sahen, sich umzustellen. Daß ich über meine Jungen schwieg, wußten sie: eine Gefahr war also nicht eingetreten dadurch, daß ich die Sache erfahren hatte. An den Rest mußte man sich gewöhnen. Und schließlich gewöhnten wir uns beiderseits an das Unabänderliche. Einmal ulkten sie sogar damit. Ich hatte hinter einem Schrank

Holzleisten gefunden, die nur bei einem Nachbar gestohlen sein konnten. Auf meine harmlos gestellte Frage, wem die gehörten, meldete sich der "Besitzer", und als ich ihm auf den Kopf zusagte, daß er die nebenan geklaut habe, gab er es auch schließlich zu. Da verlangte ich, daß er sie sofort wieder an ihren Ort brächte. Er wehrte sich, ich drohte mit Ausschluß, wenn er nicht Vernunft annähme. "Aber Herr Lamm", sagte er verzweifelt, "ich brauche die Latten doch so nötig!" - "Ist das ein Grund zum Stehlen?" fragte ich; "ich brauche sehr notwendig zweitausend Mark. Darf ich darum in eine Bank gehen und da zweitausend Mark stehlen?" - "Wir helfen Ihnen, Herr Lamm!" kam ein beruhigender Zuruf aus der Gruppe, deren Diebereien mir so viel Kopfschmerzen gemacht hatten.

Aber über diese ersten Erschütterungen, nun wirklich "jugendliche Verbrecher" um mich zu haben, mußte ich bald noch ganz anders fortkommen. Wir machten, als der Winter mit seinem starken Besuch unseres Heimes vorgeschritten war, eine verdächtige Entdeckung nach der andern. Schließlich mußten wir der Tatsache ins Auge sehen: wir hatten Einbrecherbanden im Heim; wahrscheinlich mehr als eine.

61

Wir waren beide, der Kollege und ich, vor schwere Gewissensfragen gestellt.

Tun wir nicht lange so; wir sind ja heute alle keine Moralisten mehr. Und wo für den Menschen alter Traditionen Fragen klaffen, da gähnt für den aus allen Traditionen Ausgeschlossenen nur noch das Nichts. Sie haben keine Hemmungen mehr, lautet ein plattes Wort. Was ist eine Hemmung? Nichts als ein stärkerer Trieb, der die Auswirkung des schwächeren lähmt. Wenn einer an die ewige Seligkeit glaubt, so kann das Verlangen nach ihr Triebe, die auf Geringeres gehen, zurückdrängen. Wenn einem seine Familie und das Verhältnis zu ihr unersetzlich ist, wenn einer das Urteil seiner Umgebung aus tausend Gründen über alles hochachten muß, so kann der Trieb, der solche Güter sucht, anderer Triebe Herr werden. Was aber sollen Menschen machen, die das Leben solche Triebe nie kennen lehrte? Eine bloße Moral, der keine religiöse Gewalt hilft, löst immer die Frage aus: wer gebietet das? Und die vernünftige Kritik, die damit zugegeben ist, wird immer zu deuten wissen. Die kirchliche Moral, am Leben gemessen, kann nur bei einer großen Glaubenskraft wirken; sie verurteilt jeden auf die Wirklichkeit, auf das leibliche Dasein gerichteten Trieb, und wenn schon nur der Heilige wirklich nach ihr leben kann, so kann sie für Menschen, die das Leben glaubenslos gemacht hat, nur in der Ferne als eine rätselhafte Erinnerung irgendwie verhallen. Bleibt die Achtung vor dem Gesetz.

Aber wenn diese Achtung schon fragwürdig genug geworden ist bei denen, die zu der alten Gesellschaft gehören, aus der die Gesetze entstanden - wie soll diese Achtung bei denen aussehen, die wissen, daß sie für immer zu den Ausgeschlossenen gehören? Und unsere Gesetze geben viel zuviel zum Nachdenken Anlaß, als daß Menschen in der großen Not der uns anvertrauten Jugend bei einer bloßen Achtung vor dem Gesetz verharren könnten. Sie denken, ohne sie zu kennen, doch im Sinne jener Worte von Anatole France: "Das Gesetz verbietet in majestätischer Gleichheit dem Ärmsten wie dem Reichsten, Brot zu stehlen oder auf einer Brücke zu betteln." Alle die großen Betrügereien, die in der letzten Zeit durch die Presse gingen, wurden von den unteren Klassen mit besonderer Wut verfolgt; so leben die Lumpen in Saus und Braus, denken sie, und uns blasen sie Moral! Man muß es eben nur verstehen. - - Zeiten einer unsagbaren Not, Zeiten einer Entbehrung für diese Jugend, die niemand sich vorstellen kann. Zu Hause unsinniger Streit, Beschimpfungen, kein Brot, keine Kohlen da; sie gehen auf den Kurfürstendamm und betteln da das wirkliche Gesindel an, das Gesindel, dem sie nicht das Wasser reichen mögen, und sehen das Pack den Überfluß ekelerregend und herausfordernd in den Schmutz streuen. An welchen Wert der Gesetze, an welche sittliche Weltordnung sollen sie glauben? - Und da sind die unbewachten verlassenen Fabriken, die Lagerräume mit ihren Metallvorräten, die Kupferdrahtrollen, die alten elektrischen Leitungen, verlassene Autos; da sind die Hehler, die hundertmal bestraften und ihr Gewerbe doch immer weiter treibenden, die den Jungen sagen: bringt! - Da ist der Vater, der nichts erwerben kann, die Mutter, die aufatmet, wenn ein Fünfmärkstück ins Haus kommt, - da sind die eigenen blöd bescheidenen Lebensgenüsse, das Kino für vierzig Pfennig, die Juno für drei Pfennig - - und hinter den großen glitzernden Spiegelscheiben rauscht die große Welt bei Braten und Bier und Wein und bemalten Weibern und mit geschenkten Pelzen, mit Sklareks¹⁴ und Stadträten, Bankdirektoren und Devaheim-Pfarrern¹⁵ - -

¹⁴ Der *Sklarek-Skandal* war ein berliner korruptionsfall ab 1929, der eine erhebliche rolle in den politischen auseinandersetzungen vor und während der weltwirtschaftskrise spielte. Er beeinflusste die kommunalwahlen und wirkte fort bis zum ende der Weimarer Republik.

¹⁵ *Devaheim-Affäre*: betrügerische manipulationen im management der Deutschen Evangelischen Heimstättengesellschaft (träger: Innere Mission der Diakonie), 1931.

Wir konnten uns nicht entschließen, unsere übel handelnden jungen Leute als Verbrecher anzusehen und als solche zu behandeln. Jedoch mußten wir handeln. Aber was sollte geschehen? Einen Zwang konnten wir nicht ausüben. Unsere einzige Strafe war die Ausweisung - aber wohin sollten wir sie ausweisen? Die Beweggründe ihres Handelns wurden verstärkt, wenn wir ihnen den letzten Halt nahmen, den sie allenfalls für eine Umkehr noch hatten, den letzten Schutz vor der äußersten Not: das Heim. Blieben sie aber, und wir ließen sie bei ihrem Tun - was dann?! - Und doch waren das alles auch nur wieder vernünftige Erwägungen, über die ein fessellos werdendes Gefühl fortflutet. Ich fürchte, niemand versteht, was ich hier sage; denn niemand hat die Erfahrung, die wirklich erlebte Erfahrung, was es heißt, in einer solchen Welt zu leben, mit ihr zu leben und mit ihr zu leiden. Jene Dostojewskische Wandlung überkommt einen: wir sind alle schuldig an ihnen; und die mystische Traumfrage treibt in allem, treibt und redet: warum ist das Kindlein arm?

Wir versuchten das Äußerste. Wir versuchten, ohne Kritik nur beratend mit offenen Worten einzuwirken, umzulenken, einen Ausweg zu suchen. Aber wir wurden nicht im mindesten verstanden. Ein wildes Fieber war ausgebrochen, eine phantastische Abenteuerlust, die an der Realität zerschellen mußte und auch uns den Kampf auf dem Boden der Realität aufzwang.

Eine Gruppe wurde abgefaßt. Die Polizei kam zu uns ins Heim und fand auf dem Gelände versteckt Pakete mit Beutestücken. In meinem Schrank wurde ein französisches Seitengewehr gefunden; wem gehört das? Ich sagte, was ich wußte: ich hatte es von einem Jugendlichen erworben, dessen Vater es mitgebracht und der es zu Geld machen wollte. Der Beamte lächelte. "Das lag in dem Auto, und ist uns als besonderes Kennzeichen für Verkäufe aus dem Einbruch genannt worden." - - Später stand die Verhandlung noch in der Zeitung, mit allen Namen; die Romantik stieg. (Zeitungen sollten nie und nimmer Namen aus Gerichtsverhandlungen nennen. Wir haben es erlebt, daß ein Jugendlicher eine Zeitung mitbrachte, die mit nachdrücklichem Abscheu über eine Gerichtsverhandlung gegen einen Jugendlichen berichtete; der Name war durch einen Buchstaben bezeichnet. Unser junger Mann zeigte das Blatt den Kameraden mit der gelassenen Bemerkung: "Das bin ich.")

Als Haupt und Führer einer noch nicht abgefaßten, aber, wie wir anzunehmen Grund hatten, besonders unternehmungslustigen Gruppe erkannten wir einen Neunzehnjährigen, einen Menschen von ganz vereinzelter Art. Zuerst und zuletzt: er war ein äußerst bedauernswerter Mensch, sein Schicksal war von einer unheimlichen Erbarmungslosigkeit gewesen. Er war Waise. Man hatte ihn immer lieblos herumgestoßen. Dann war er zu einem Bäcker in einer kleinen Stadt in die Lehre gebracht. Niemand kümmerte sich um ihn, bei niemand konnte er sich beschweren, daß der Lehrmeister ihn roh und gemein behandelte, daß er viel hungerte, zu wenig Schlaf fand und unbarmherzig geprügelt wurde. Endlich entfloh er. Ohne Halt und ohne Wohlwollen bei der Beratung für sein Weiterkommen, fing er an zu bummeln. Wo er Arbeit hatte, arbeitete er tüchtig, verdarb sich dann aber die Lage durch die in ihm entstandene Überreiztheit, mit der er auf Vorhalte reagierte in der nervösen Angst, daß man ihn wieder so behandeln wollte, wie bei dem früheren Meister. So wurde er an vielen Orten bald fortgeschickt. Dann kam die Erwerbslosigkeit. Ich weiß nicht, ob er je Unterstützung bekommen hat; als er bei uns war, erhielt er keine, unterrichtete uns aber auch darüber in seinem Trotz nicht ausreichend, daß wir etwas für ihn zu tun hätten versuchen können. Die lange Einsamkeit und das Auf-sich-selber-angewiesen-sein hatte große Energien in ihm geweckt. Er lebte, auch im Winter, allein in einer verlassenen Laube, oft in dem strengen Winter ohne Heizung, mit keiner weiteren Nahrung als der, die er bei uns im Heim erhielt. - Er war zum Führer geboren; sehr beherrscht, undurchschaubar in seinem kalten Mienenspiel, rücksichtslos bei großer Intelligenz und Erfahrung, imponierte er den andern, die er als guter Psycholog immer richtig verwendete und glücklich ans Ziel zu führen wußte. Seine weit über das Heim hinausgehenden Verbindungen waren uns zum Teil dunkel bekannt, meistens wohl verborgen.

Wenn wir alle andern als nur in der Rauschwirkung der Not Handelnde mit Überzeugung ansehen konnten, diesen einen mußten wir als einem tragischen Geschick verfallen ansehen. Und wenn wir uns sonst für überzeugt hielten, daß die sogenannte "Verführung" eine seltene Sache ist, daß jeder junge Mensch sich instinktiv die Beziehungen sucht und findet, die zu ihm gehören - hier war etwas von der Dämonie, die andre unterjocht. Wir versuchten, ihn in offener Aussprache zur Vernunft zu bringen. Ich stellte ihm einmal vor, er solle, wenn er schon seine Haut zu Markte trage, Jüngere und Schwächere nicht ins Verderben ziehen. Doch

was nutzen solche Mahnungen gegenüber den viel zu tiefen, inneren Bindungen, die da entstehen.

Wir hatten in diesem Winter an zwei Abenden "Abendhorte" eingerichtet; das heißt, wir hielten unser Heim bis neun Uhr offen, und jeder konnte von der Straße fort sich an seiner Geselligkeit beteiligen. Bald wimmelte es an solchen Abenden von Besuchern. Der große Hof lag im Schnee, und viele der Jüngeren spielten auf dem zum großen Teil dunklen Hof, wo sie sich versteckten und mit Lärm verfolgten, daß es durch die Nacht hallte. Wir waren damals alle gegen Witterungseinwirkungen so abgehärtet, daß auch ich oft gegen acht Uhr abends mit einer Gruppe im Freien saß, unter der Lampe der Eingangstür, wo wir unseren Kakao tranken, rauchten und über einer Unterhaltung die Spielenden beobachteten. Drin im Heim spielten sie mit der Tischkegelbahn, machten Kraftübungen, oder unterhielten sich in Gruppen. An einem Tisch saß auch jener Bandenführer mit einigen seiner Getreuen; sie unterhielten sich ruhiger als die übrigen, der Führer beobachtete mit seinem selten bewegten Blick die andern, unmerklich lächelnd. Vor ihm stand der Kakaotopf; Abendbrot mußte jeder sich selbst mitbringen. Wenn es ging, haben wir oft dem armen Menschen etwas zum Essen zugesteckt. Dann ging über sein Gesicht doch etwas, daß man denken mußte, eine starke und gütige Hand müßte ihn retten können. - Einmal hatte er einen kleinen Eingriff in unsere Kohlenkeller gut organisiert. Die Sache wurde uns verraten, und was blieb uns übrig - wir mußten den versteckten Sack mit den Kohlen wieder in den Keller schaffen lassen, mußten schelten und mahnen, und ich sagte ihm, da die Törichtesten beteiligt waren, er solle doch wenigstens seine Geschichten allein erledigen. Und dann mußten wir ihn um neun Uhr, als wir schlossen, abziehen sehen nach seiner ungeheizten Laube. Es waren fünfzehn Grad Frost. Ach ja, es ist manchmal ein erhebendes Geschäft, Leute am Stehlen zu verhindern.

Aber es blieb unmöglich, ein Vertrauensverhältnis mit dem Unseligen zu schaffen, innerhalb dessen eine Hilfe sich vielleicht hätte anbahnen lassen. Im Gegenteil, er begann uns zu hassen. Sein Stolz wehrte sich, mit der geringsten Anerkennung unseres Urteils das vermeintliche Recht seines Standpunktes erschüttern zu lassen; er wollte ganz sein, was er war. Er wollte Meister und Führer seiner Gruppe sein, und wollte seine Macht nicht durch eine Beziehung zu uns anfressen lassen. Langsam wurde er ein gefährlicher Wühler im Heim, und die Gegensätze nahmen

einen bedrohlichen Charakter an. Man hatte uns ja, der Wintersnot wegen, auch einige früher Ausgewiesene wieder ins Heim geschickt, und diese wurden von dem Führer so mit Beschlag belegt, daß für uns keine Aussicht bestand, sie für ein besseres Verhalten zu gewinnen. Ein Terrorismus der Gruppe um jenen Führer entstand, wie wir ihn in solchem Maße doch noch nicht erlebt hatten. Walla, der ältere jenes Freundespaares, das nach seiner Flucht aus Ostpreußen im Sommer zu uns gekommen war, geriet so ganz unter die Hörigkeit jenes seines Dämons, daß selbst er zu allem gegen uns bereit war. Sein Freund Heinz hatte damals das seltene Glück, Arbeit zu haben und mußte im eigenen Hause tapfer den Daseinskampf aufschwerste kämpfen: sein Vater lag im Krankenhaus, und der Junge rettete mit seinem Verdienst die Wohnung, deren Miete er bezahlte; dem blieb keine Zeit, sich um den andern in dieser Zeit so anzunehmen, wie es als Gegengewicht gegen die Räuberromantik der Laubenwirtschaft nötig gewesen wäre.

Es kam schließlich so weit, daß keiner der jungen Menschen mit dem Kollegen oder mir offen zu sprechen wagte, wenn aus jener Gruppe nur einer uns beobachtete oder einer, der auch nur verdächtig war, daß er heimlich zu ihr hielt. War doch bei Friedrich, jenem Führer, ein anderer noch als sein Schatten, der größte und weitaus stärkste aller Heimbesucher, der lange Kurt. Sie hielten so zusammen, daß sie sogar den gleichen Spitznamen trugen mit den Zusätzen "der Große" und "der Kleine". Dieser Große schlug dermaßen zu, daß jede Widersetzlichkeit im Heim gegen Friedrich unmöglich wurde. - Friedrich ahnte, daß wir seine Ausweisung ins Auge faßten, fassen mußten, da es schließlich darauf hinaus kam, wer Herr im Heim sein sollte, er oder wir. Und er war nicht willens, sich zu fügen; er sammelte sein Heer, und es mußte zu ernstem, katastrophalem Kampf kommen. Es war die schwerste Zeit, die wir im Heim erlebt haben.

Eines Tages bemerkte ich an allerhand Dingen, daß wieder ganz dicke Luft war.

Wir hatten es eingeführt, daß während der Arbeitszeit die Teilnehmer des einen Kursus in die Räumlichkeiten des anderen nicht zum Besuch kommen durften. Der eine von uns verlor dadurch seine Leute aus dem Auge, der andere hatte in seinem Unterricht Störungen durch Leute, die untätig herumstanden. Die jungen Leute halfen uns selbst dabei. Kam ein Tischler während des Unterrichts zu uns, so erscholl von selbst der allgemeine Ruf: "Tischler raus!", oft genug mit den liebenswürdigsten Bemerkungen verbunden; was die Tischler natürlich erwiderten. Nun kam an jenem

Tage einer unserer besten Leute aus der Tischlerei während des Zeichenunterrichts zu mir und wurde gleich mit dem gewohnten "Tischler raus!" empfangen; ging aber nicht. Ich sagte leise zu ihm: "Sei doch vernünftig, du machst uns doch sonst keine Schwierigkeiten!" Er antwortete unklar: "Nee, da unten bleibe ich nicht länger." Ich gab ihm einen unbemerkbaren kleinen Stoß und ging dann auf den Hof, als ob ich etwas suchte, ging dabei nach einem Teil, der von keinem Fenster gesehen werden konnte. Derlei kannten die zu uns Haltenden längst, und wenige Augenblicke später stand auch jener Tischler neben mir. "Mir ist es heute gerade lieber," sagte ich zu ihm, "wenn ich dich unten bei dem Kollegen weiß. Ich weiß auch nicht, was los ist, und du könntest mich unauffällig benachrichtigen, wenn etwas geschieht." - "Was los ist, kann ich Ihnen ganz genau sagen", antwortete mir der junge Mann. "Einzelheiten weiß ich natürlich auch nicht, aber ich hörte vorhin, wie Friedrich welchen sagte: Also ihr geht dann zur Tür und laßt keinen rein. Und das weiß ich auch so ungefähr: sie wollen erst unsern Leiter unten fertig machen, und dann wollen sie zu Ihnen raufkommen."

Ich ging gleich nach der Tischlerei. Es war wie eine barmherzige Fügung, ich brauchte mir nicht lange den Kopf zu zerbrechen, was zu tun sei. Sie hatten ihre Unternehmung zu blöd vervollständigt. Wir erfuhren diese Sache erst später. Nämlich, einer war auf das Dach geklettert und hatte in den Schornstein der Tischlerei allerlei "Klamotten" geworfen, so daß der große Arbeitsofen unmäßig zu rauchen anfing. So traf ich gerade den Kollegen mit allen seinen Leuten auf dem Hof; der Ofen rauche dermaßen, sagte er mir, daß er die Jungen nicht zwingen könne, in dem Raum zu bleiben, der Qualm müsse sich erst verziehen. Das griff ich auf und sagte: da sei natürlich an Arbeiten nicht zu denken; da solle er doch für heute aufhören. Da ich dann aber meine Zeichner nicht allein weiter arbeiten lassen könne, so würde ich auch schließen. Wir wollten dann gleich Kakao austeilen, und dann mit den Jungen nach der Badeanstalt gehen. Ich trat dabei dicht an den Kollegen heran und sah ihm auf eine Art mit unmerklichen Zeichen an, daß er sofort verstand, daß da etwas Besonderes vorlag, was ich verschwie. So ging er gleich, ebenso Heiterkeit mimend wie ich, auf den ungewöhnlichen Vorschlag ein, als sei das das Vernünftigste, und da die jungen Leute über diesen Abruch der Arbeit sehr erfreut waren, so war für diesmal der Anschlag erledigt. Unterwegs erzählte ich dem Kollegen, als keiner der jungen uns hören konnte, was mich zu meinem Vorschlag veranlaßt hatte. Er sagte mir, daß er nun verstehe, was wegen der

Türbewachung verhandelt worden war, und wovon er nur ein paar Worte deutlich hatte hören können. Er hatte aber geglaubt, es wollten wieder einige von der Arbeit durchbrennen, was damals öfters vorkam, und dazu sollte seine Entfernung von der Tür beobachtet werden.

Daß eine Erneuerung des Anschlags uns so bald nicht drohte, wußten wir; wir hatten die Erfahrung gemacht, daß bei diesen jungen Leuten nichts zu tief ging, daß sie in der Wut große Erregungen brauchten, daß aber, wenn diese durchlebt waren, für eine Weile wieder Ruhe eintrat, ganz gleich, ob der in der Erregung gefaßte Plan geglückt war oder nicht. Wir hatten schon zu oft das Heim abends verlassen mit der Empfindung, daß, wenn sie am nächsten Morgen mit frischen Kräften ihre Obstruktuon fortsetzten, wir nicht mehr Herren der Lage bleiben würden; kamen wir dann aber am andern Tag wieder mit ihnen im Heim zusammen, so war der Kampfrausch verbraucht, und der neue Tag konnte zur Abwechslung ein besonders guter werden. Es war gegen mich persönlich schon der zweite Anschlag, und damals war nach dem Mißglücken des verrückten Einfalls auch alles gleich vergessen und aufgegeben. - Aber das sahen wir: so bleiben konnten die Dinge auch nicht, wir mußten durchgreifen. Nur war Vorsicht am Platze. Wir mußten langsam Änderungen mit einem vorausberechneten Ergebnis beginnen, die an keiner Stelle eine große Handlung enthielten, bei der ein Gegenspiel herausgefordert wurde. Für einfache Ausweisungen war es zu spät.

Dieser Winter hatte zu viel Arbeit gebracht. Dauerte unser Dienst doch an zwei Wochentagen bis neun Uhr abends; und ich hatte zu Hause dann noch immer Listen zu führen, die bei der großen Besucherzahl und der Trennung des Tagesheims vom Abendheim und der verschiedenen Besetzung beider recht kompliziert waren. Dazu kam noch fürsorgliche Tätigkeit und Berichte, was alles nach dem Dienst zu Haus erledigt werden mußte. Und der Aufregungen waren gar zu viel gewesen. Ich wurde krank, ernstlich; bei einer Besprechung im Rathaus schickten sie mich einfach nach Haus, und der Arzt forderte ein vorläufiges Fernbleiben vom Dienst. Es war März geworden, der Boden war aufgetaut, und Wasserleitungsarbeiten konnten endlich im Heim ausgeführt werden. Das verlangte allerdings für eine Weile die Schließung des Heims, und eine Beschränkung der Betreuung der Heimbewohner auf die tägliche Essenausteilung. Der Kollege hatte allein eine schwere Zeit. Täglich kam er nach dem Essenausteilen zu mir und saß neben meinem Lager, um mir von der

Entwicklung der Dinge zu berichten. Eines Tages kam er mit einer Nachricht, die ja einmal kommen mußte und die uns doch bewegte: Polizei war ins Heim gekommen und hatte die Angehörigen der uns bekannten Gruppe verhaftet. Friedrich war mit Handschellen abgeführt. Wir brauchten über weitere Maßregeln nicht nachzudenken; das Schicksal ging seinen Weg. Einer der Beteiligten hat mir später einen Bericht der Gerichtsverhandlung niedergeschrieben:

Die Gerichtsverhandlung. - Wochen vergingen bis die Verhandlung stattfand. Ich bekam eine Vorladung zum Termin sie fand im Juni stat. Ich war sehr pünktlich. Auf den Gang lauerten schon die anderen wir unterhülten uns ein wenig. Da kam der Gerichtsdienner und brüllte den Gang entlang daß sich die Treppengeländer bogen: S.- und Genossen. Im Gänsemarsch gingen wir durch die Tür zum Gerichtssaal. Vor ein großes Pult saß der Richter, der zog ein Gesicht, als hätte ihn das Frühstück nicht geschmeckt. Rechts saß der Staatsanwalt, ein kleiner dicker, der gugte uns an, als hätte er uns schon einmal gesehen. Hinter den Richter saßen noch ein Paar Frauen und Männer, die einen sehr wichtigen machten. Der Richter stand auf und die Verhandlung begann. Erst wurden unsere Namen aufgerufen und dann fingen wir an zu erzählen. Als wir fertig waren mit unseren Schandtaten, fing der Staatsanwalt an von Areitslosigkeit zu erzählen was alle schwer getroffen hätte. Bei Hans M. fing er an der bekam kein Ton raus, denn er hatte schon ein Sprachfehler. Aber draußen konnte er quatschen wie ein Hellseher. Dann kam H. an die Reihe. Den frug der Richter, ob er nicht aufs Land gehen will und arbeiten. H. schaute um sich als hätte ihn jemand mit ein Brett vorn Kopf geschlagen und sagte: nein, da war ich schon gewesen, denn bei dem schlechten Essen kommt man auf den Hund. (Richter) Na was giebt es denn schlechtes? (H.) Jeden Tag dicke Mehlsuppe, das ist kein Essen, davor kann ich nicht den ganzen Tag arbeiten. (Staatsanwalt, mit aufgeregter Stimme) Na hören Sie mal, ist denn das nicht eine gute Kost? Eine kleine Unruhe ging durch den Saal und wir schauten uns an. Der Staatsanwalt wurde aufgereggt und fragte mich: "Und weshalb sind Sie auf solche Gedanken gekommen?" Ich sagte wegen Arbeitslosigkeit und ich brauchte Geld. (Richter) "Und Sie, Herr Friedrich R.?" Der hob den Kopf hoch und sagte: "Ich habe kein Geld, keine Arbeit, was sollte ich machen." (Richter) "Haben Sie denn keinen andern Ausweg gefunden, als diesen?" Friedrich brüllte den Richter an: "Nein, ich

habe keine Eltern, niemanden, der für mich sorgt, der mir was zu essen giebt, ich muß mir alleine durchs Leben schlagen, Unterstützung bekam ich nicht, das einzige, was ich habe, ist das Jugendheim, da bekomme ich zu essen." (Staatsanwalt) "Brüllen Sie nicht so, wir sind hier im Gerichtssaal." Wir standen wie die Mauern, mit ernstem Blick schauten wir alle nach Friedrich, der förmlich vor Wut kochte. Die andern frug der Staatsanwalt nicht, der hatte schon genug. Dann stand er auf und sagte: "Ich beantrage gegen H. 4 Monate, gegen X. 8 Monate, weil er schon vorbestraft ist, gegen Friedrich R. wegen schlechtes Betragen 11 Monate Gefängnis." Die andern sollten freigesprochen werden, nur Hans M. mußte die Gerichtskosten zahlen. Wir schauten uns an, als hätte uns der Schlag getroffen. Sie zogen sich zur Beratung zurück. Nach einer Weile kamen sie raus und da sagte der Richter: "Wir wollen auf die schlechten Zeiten Rücksicht nehmen und deswegen bekommt H. 2 Monate Gefängnis und Bewährungsfrist, bei X. ist die Sache anders, weil er schon vorbestraft ist, behält 8 Monate, aber auch Bewährungsfrist, und Friedrich und Hans M. behalten ihre Strafe." Uns tat es leid, daß gerade dieser Friedrich son hartes Urteil bekam, wo er schon keine Eltern mehr hat. Und die Verhandlung war zu Ende. - -

70

Es war Mai, als ich den Dienst wieder antreten konnte. Einige Zeit später war die Arbeit an der Wasserleitung beendet, und wir eröffneten das Heim von neuem. Dabei mußte sich dann jeder von neuem auf dem Rathaus erst melden, um aufgenommen zu werden, und bei dieser Gelegenheit wurde einer ganz kleinen Anzahl die Aufnahme verweigert, bei der wir überzeugt sein mußten, daß der allgemeine Heimbetrieb ihre Anwesenheit nicht vertrug. Zu unserem ehrlichen Schmerz mußten wir den kleinen Ostpreußen, den Walla, auch ausschließen. Er war an allem beteiligt gewesen, und ihn mit dem gleichen Sündenregister anders zu behandeln als die andern wäre nun einmal eine Handlung gewesen, die nicht verstanden worden wäre und so neue Schwierigkeiten geschaffen hätte.

Es brauchte Zeit, bis im Heim eine rechte Beruhigung eintrat. Schließlich hatte das ganze Heim in dem Unwesen etwas wie eine von einigen Kühnen unternommene Rache an den Verhältnissen gesehen, die auf allen so schwer lasteten. Nun war ein Bedauern da, daß alles zu Ende war, und daß alles ein ganz gewöhnlicher Schmutz sein sollte. Die große feindliche Gewalt des Lebens hatte wieder einmal etwas

zerschlagen; und - wir Leiter gehörten ja eben auch zu dieser Macht. Es war, als sei uns etwas nicht zu verzeihen. Einige Versuche, von außen ernste Störungen erneut auf das Heim Sturm laufen zu lassen, versandeten aber bald. Teils, weil sie sich nicht recht organisieren ließen, teils und vielleicht hauptsächlich, weil der Unsinn, durch Unfug etwas ändern zu wollen, doch mehr und mehr eingesehen wurde. Aber der Sommeranfang brachte etwas wie eine große Melancholie über alle. Am Ende war es ein Gefühl der Ohnmacht, was eine neue Einordnung erzwang; und daraus wollte keine unbefangene Gemeinschaft entstehen.

Ich selbst fand mich nach meiner Krankheit lange nicht zurecht, und wenn wir es auch vermieden, uns gegenseitig die Stimmung zu verderben und uns nicht eigentlich darüber aussprachen, so hatte ich doch auch bei dem jüngeren Kollegen das Gefühl, daß es ihm diesmal zu viel gewesen war. Jedenfalls konnte er mir diesmal auch nicht helfen, ein rechtes Verstehen zu finden, wie er mir doch sonst so oft geholfen hatte. Das Gefühl, an einer Danaidenarbeit den eigenen Menschen erfolglos zu verbrauchen, wollte sich nicht beruhigen lassen. Welchen Wert hatten unsere Mühen? Die, denen sie galten, hatten weder eine Ahnung von allem, was wir bei unserer Arbeit litten, noch wollten sie uns überhaupt das Recht geben, an ihnen zu formen. Der tiefe Groll, den sie für die ganze weite Welt aus ihrer großen Not heraus hatten, der galt eben auch uns: am Ende gehörten wir ja auch zu dieser Welt, die nichts als Zwang und Plage für sie hatte. Mehr als einer hatte mir ja schon gesagt, er tröste sich mit der Vorstellung des Tages, der ja auch kommen würde, wo sie mich am Laternenpfahl sehen würden.

In Tagen tiefer Verwirrung gibt es nichts Besseres als Pflichterfüllung üben und Pflichterfüllung fordern. Wir verurteilten uns zur Gedankenlosigkeit und ließen mit kalter Strenge das Heim seinen geregelten Gang gehen; mochten sie einmal fühlen, daß es auch so gemacht werden konnte. Der Kollege und ich gingen auf dem Hof abseits zusammen, unterhielten uns, griffen durch Zuruf kurz ein und ließen im übrigen alles an uns herankommen.

Aber unsere Unterhaltungen drehten sich doch wieder um unsere Jungen; und am Ende kamen wir doch immer wieder auf die alte Einsicht, die uns so lange geleitet hatte: sie sind unschuldig an ihrem Tun. Sie können nicht anders.

Nun ist es etwas anderes, für Handlungen theoretisch die Gründe einzusehen oder sie praktisch zu ertragen. Die bloße vernünftige Einsicht, daß man den Kerlen schließlich nichts anrechnen könne, war doch nicht mehr als die Veranlassung, einen Strich unter das Erlebte zu machen. Aber ein lebendiges Gefühl für erneutes volles Einsetzen wollte sich nicht wieder einstellen. Die einmal wach gewordenen Sorgen lähmten uns, und eine wach gewordene Vorsicht ließ alles ernüchtert ansehen. Ernüchterung - das war das Wort; und die ist immer schwer zu überwinden.

Aber der Mensch ist nun einmal darauf eingerichtet, daß ein Gefühl wachsen oder absterben muß; ist seine Zeit abgelaufen, so muß es ermatten und verfallen. Da zu einem Anwachsen des Grolls Gründe nicht sich einstellen, so wurde seine Stimmung abgelöst durch ein vertieftes Mitleid mit der Lebensarmut dieser Menschen, die selbst einem auf der Hand liegenden Wohlwollen gegenüber nicht aufhören können, nichts als Feindschaft zu wittern. Die Unvorstellbarkeit des inneren Lebens so verarmter Menschen war das erste, was wieder in ihre Nähe zog. Und als wir anfangen, uns wieder unbefangener mit ihnen zu beschäftigen, da machten wir die uns nun überraschende Entdeckung, daß wir ihnen gefehlt hatten. Das heißt: sie sagten uns das nicht etwa; sie taten im Gegenteil, als ob sie zögerten, uns eine neue Annäherung zu gestatten. Aber wir kannten sie nun schon ein wenig und durchschauten diesen männlichen Stolz, der sehr schwierig war. Und als eine hinlänglich lange Zeit vergangen war, da begann ein neuer Zusammenhang zwischen uns, der nun zu einer Gemeinschaft führte, die man sich wohl längst gewünscht hatte, die aber die Erfahrungen scheinbar als das einfach Unmögliche hatten beweisen wollen.

Was nun eigentlich vorging, weshalb alles so ganz anders wurde, das zu sagen ist kaum möglich. Der Übergang war auch kaum danach angetan, sich als Werden eines so erfreulichen Resultates deutlich zu machen. Es gab immer wieder kleinen Ärger oder auch großen Krach; nur wurde das sozusagen eine harmlose Nebenerscheinung des Heimbetriebes, und der innere Zusammenhang des Heims wurde hierdurch nicht und durch nichts mehr in Frage gestellt. Die Solidarität umfaßte plötzlich das ganze Heim, eingeschlossen uns Leiter, den Kollegen und mich. Wer zu uns frech wurde, verging sich am Heim. Wir konnten jetzt mit den jungen Leuten die Gründe unseres Verhaltens, auch unseres Strafens offen und vernünftig besprechen, sie hörten uns ehrlich zu, erkannten unsere Gründe an, wenn wir uns darüber ausgesprochen

hatten, und ließen den, der sich vergangen hatte, im Stich. Nur wer das Leben dieser Welt kennt, kann beurteilen, was hier erreicht war und wie schwer das zu erreichen ist, was uns hier zufiel wie eine reife Frucht, von der wir nicht wußten, wodurch ihr Wachsen plötzlich möglich geworden war. Wenn dann einmal eine Ausweisung einen armen, rabiaten Teufel zu schwer traf und die Jungen wußten das, so traten die Führer, die aus der Natur der Jugend heraus ungewollt und ungewählt immer in einem Jugendverband sind, zusammen, berieten unter sich und kamen dann mit vernünftigen Vorschlägen zu uns; wir sollten den Jungen wieder aufnehmen; sie würden ihn veranlassen, daß er sich ausreichend entschuldigte, und hafteten für sein ferneres Verhalten, da sie ihn selbst an die Strippe nehmen würden. - Manchmal, wenn einer frech werden wollte, erscholl aus dem Munde eines "Prominenten", wie diese ungekrönten Häupter des Heims bald hießen, der sehr bestimmte Zuruf: "Halt jetzt dein Maul!" - welcher Zuruf seine Wirkung nicht zu verfehlen pflegte.

Die ganze Obstruktion war plötzlich vorbei und ein vorgestriger Zustand; jeder Versuch dazu wurde von den jungen Leuten selbst als dummes Zeug unterdrückt. Es war nicht schwer für uns, in der ehrlichen Freude über diese Änderung auch unserererseits einen Ton einfachster Kameradschaft zu finden, der uns und ihnen das Leben so viel leichter machte.

Die Sorgen, die nun für uns kamen, kamen von außen. Die Erwerbslosigkeit stieg und wurde langsam beängstigender und hoffnungsloser; die Zahl derer, die sich meldeten, nahm dauernd zu, und die wachsende Zahl der Heimbesucher machte den Betrieb immer schwerer. Die Mittel aber, die zur Verfügung standen, wurden auch weniger statt mehr. Und wenn eine Änderung bedacht werden mußte, so kamen neue und unsere Entwicklung hemmende Bedenken von außen. Man wollte zwei Fragen aufwerfen: erstens, ob unser Heimbetrieb nicht viel zu wenig erfaßte im Verhältnis zur Zahl der erwerbslosen Jugendlichen; zweitens, ob wir nicht gerade dem wertlosesten Teil dieser Jugend halfen.

Wir konnten uns nicht überzeugen, daß diejenigen, die hier warnten, die Verhältnisse besser kannten oder richtiger beurteilten als wir. Die Welt der erwerbslosen Jugendlichen ist in vielen Hinsichten voll der größten Gegensätze und überhaupt nicht einheitlich zu überdenken. Diese Welt beginnt mit den geistigen Berufen, umfaßt die Kaufleute, die Handwerker und Facharbeiter, die Ungelernten

und geht abwärts bis in Schichten, für die wir keine Definition finden können. Große Schichten am Anfang und am Ende dieser Welt suchen keine Hilfe, wie sie unsere oder ähnliche Heime geben können; bald sind es die Familien, die die Last der Erwerbslosigkeit noch allein tragen und tragen wollen, bald sind es selbständige Naturen, die sich am liebsten selbst helfen, und abwärts wieder sind es solche Naturen, die für jede Gemeinschaft verloren sind, die das Maß von Ordnung und Einordnung, das unsere Heime fordern, nicht mehr freiwillig ertragen mögen und sich einem Zwang zur Störung aller nur widersetzen. Es ist in Zeiten wie den unsrigen erlaubt, hieraus schon allein den lediglich praktischen Schluß zu ziehen, daß man die wenigen Mittel, die die Öffentlichkeit noch hergeben kann, für solche verwenden soll, die uns suchen und brauchen, und daß man niemand bitten oder gar zwingen soll, sich von uns helfen zu lassen (ganz besondere Fälle ausgenommen, an die immer heranzukommen ist). - Unsere Heime sind in allererster Linie nötig für die Angehörigen jenes großen, täglich sich vergrößernden Grenzgebietes, für alle die, die einer alten, wohlgeordneten Welt nicht mehr angehören, und die selbst noch zögern, in das große Chaos hinabzugleiten, aus dem es eine Rettung nicht mehr gibt. Dazu kommen die hier angrenzenden Schichten derer, die eine zunehmende Not nicht mehr wählen läßt und die sich willig und ohne Bedenken uns anschließen; sie leiden unter der ihnen im ganzen neuen Nachbarschaft nicht, oder sie gewöhnen sich auf eine sehr selbständige Art an sie und werden, als starke Charaktere, wertvolle Helfer am Werk. Es ist im ganzen die Jugend, die durch die große Not gefährdet ist, gefährdeter, als sie es selbst immer weiß; und daneben die Jugend, die der Gefährdung unterlegen ist und nun sich zu wehren, den Weg rückwärts zum Widerstand zu finden beginnt: die suchen uns.

Von der Ausdehnung wie von der Bedeutung dieser Grenzschicht und aller ihr freiwillig sich angliedernden ist eine exakte Mitteilung nicht zu machen. Zahlen sind hier nicht zu gewinnen, alles beruht auf dem gefühlsmäßigen Durchdringen, das die Hauptsache mit annähernder Bestimmtheit erfassen, genaue Grenzen aber anderen nicht nachweisen kann. - Es handelt sich hier um Menschen, die zunächst einem Niedergange angehören: sie stammen von Bauern, die sich als Klasse nicht behaupten konnten; aber sie sind andererseits eine wachsende, werdende neue Art Mensch, von einer großen Vitalität, die mit einer neuen Zukunft schwanger geht, und mit nichts Primitivem zu vergleichen, das sich zum Vergleich anzubieten scheint. Sie sind mit nichts mehr verwachsen und werden mit dem alten Leben

nirgends mehr verwachsen, mit dem sie nur noch die Lohndüte, die Stempelkarte und der Unterstützungsbetrag verbindet; aber in ihrer Gemeinschaft wächst eine neue Verbundenheit, die ausreicht, sie sich selber als eine neue und ganze Welt fühlen zu lassen, in der man nach neuen Formen eines den Menschen ausfüllenden Lebens sucht. Es ist ein ununterbrochenes Leiden, was sie frühreif macht, was aber auch die ganze Fähigkeit der Jugend, sich zu sehnen und zu hoffen, in ihnen zur vollsten Tätigkeit aufruft. Es ist nicht, wie bei wirklich primitiven Menschen, vielleicht eine Liebesgeschichte, die einmal ihre Gefühlsmöglichkeit aufruft; Liebesgeschichten kommen für sie erst später, fast als eine Angelegenheit zweiten Ranges, wenn sie schon längst tief am ganzen Leben leiden und eine hoffnungslos scheinende Sehnsucht sie hart, wild und lebensgierig gemacht hat. Und diese Lebensgier sieht um sich nichts als den Taumel eines bedenkenlos materiellen Genusses, dem sie an der Maschine das Geld schaffen helfen, dem sie die Leiber ihrer Angehörigen verkauft sehen, an dessen Türen sie vielleicht selbst schon in den Affenjacken der Pagen und Liftboys gestanden haben. Das läßt sie in ihrer unklaren und im eigentlichsten Grunde doch reinen Sehnsucht sich als der bessere Teil des Menschengeschlechts fühlen; intellektuale politische Meinungen sind hier ganz nebensächlich, sind ein Radebrechen vom ihnen Unaussprechlichen; entscheidend ist eine innere Verfassung, die trotz Not und Schmutz eine gehobene ist, und mit der sie sich dem Rest der Welt überlegen fühlen. Tausende glauben zu wissen, wozu diese Menschen fähig sind; die wenigsten wissen, was wirklich in ihnen vorgeht. Es ist ein ungeheures gährendes Wünschen, was in dieser Jugend arbeitet - umschlossen von dem Zwange der großen Not der Zeit. Wer sich nicht dazu aufzuraffen vermag, zu fühlen, daß Gerechtigkeit und Menschlichkeit hier ein Helfen fordern, der sieht vielleicht wenigstens ein, daß Sicherheitsventile notwendig sind, um nicht einmal unsinnige Entladungen hochgespannter Kräfte heranwachsen zu lassen, um das Anwachsen des Chaos hintanzuhalten, von dessen unterirdischer Ausdehnung und vulkanischer Gewalt unter unserer alt gewordenen Welt leider die wenigsten eine rechte Vorstellung zu gewinnen sich bemühen mögen. Den Schwätzern, die hier von "scharfem Zupacken" zu reden den ahnungslosen Mut behalten, sei nur zweierlei angedeutet: erstens, daß Gefängnisse und Zwangserziehung ohnedies nur in den wenigen Fällen scheinbar etwas zu nutzen pflegen, wo sie im Grunde eine überflüssige Folter sind und der Mensch selbst anders wollte, - daß sie in unserem Falle überhaupt nichts vermögen, vieles aber endgültig zerstören; zweitens, daß, wenn alles, was aus der Notlage unserer Zeit an

Ungesetzmäßigem geschieht, durchgehend bestraft werden sollte, weder Gefängnisse noch Erziehungsanstalten ausreichen würden. Vielleicht wägen sie einmal die Kosten solcher Einrichtungen gegen die Kosten unserer Heime ab.

So erschien es uns weiter als unsere beste, erste Aufgabe, dieser durch Zwang untätigen, in sich unsicheren Jugend in unserem Heim wenigstens Stunden des Tages zu ordnen, ihnen hier einen Platz zu schaffen, wo sie sich in ihrer Welt, wo sie sich hingehörig und geborgen fühlen, wo sie einmal zur Selbstbesinnung und zur Ruhe kommen konnten. Man mußte ihnen zeigen, wie man neben den ewigen Sorgen um die Zukunft mit der Gegenwart, so lange die eben nicht zu ändern ist, fertig werden konnte, wie man in einem inneren Gleichgewicht das Leben sich im engsten Kreise gegenseitig leichter machen kann, wie man dem Schicksal einen aufrechten Menschen gegenüber stellen konnte.

Um in der Praxis nun die ewige innere Unruhe zu bannen, diente uns vor allem der Arbeitsunterricht. Denn die schrecklichste Erschütterung im Leben des Erwerbslosen ist die uferlose Untätigkeit und die dadurch entstehende Unordnung der Lebensführung. Selbst eine kurze Arbeit, die in ihrer Anstrengungslosigkeit fast nur den Wert eines Symbols hat, und die an sie von selbst sich anschließende Ordnung der Zeit hat eine große Kraft, um dem ganzen Tag Halt zu geben. Gerade wenn man dabei das Gefühl zu wecken vermag, daß diese Arbeit etwas Wünschenswertes ist, und denen, die mit diesem Gefühl schon sich einstellen, es nicht durch Kommandieren und Nörgeln wieder verwirrt, so wird der Segen der Arbeit von allen bald empfunden, und die meisten sind bald ganz bei der Sache.

Der Kollege hatte in der Tischlerei zunächst auftragsgemäß Arbeiten ausführen lassen für Kinderhorte, Jugendherbergen, Sportplätze usw., für die zur Anschaffung sonst Mittel nicht vorhanden gewesen wären, und die anderer Jugend des gleichen Lebenskreises oder zum Teil sogar unserer Jugend selbst zu statten kamen. Trotz einiger Versuche törichter Hetzereien, die das als Ausnutzung der Arbeitskraft oder als Arbeitsentziehung an den erwerbenden Arbeitern hinstellen wollten, waren unsere jungen Leute bald mit Eifer dabei, ihre Kräfte hier nützlich zu verwenden. Dann aber durfte jeder Teilnehmer des Tischlerkursus in gewissen Abständen für sich selbst etwas machen. Hierbei mußte, wie überall in unserem Betriebe, natürlich gespart werden. Große Möbel oder Sachen aus teuren Hölzern wurden nicht bewilligt. Die jungen Leute waren damit auch durchaus einverstanden, sie freuten

sich, wenn sie sich die einfachsten Dinge selbst anfertigen durften oder Reparaturen häuslicher Geräte unter sachverständiger Leitung selbst ausführen konnten. Dabei wurde dann mancher zu einem geschickten Arbeiter. Der ungeschickte aber wurde wohl belehrt und zu der ihm möglichen Höchstleistung gebracht, aber es wurde ihm seine Sache auch nicht durch zu viel Kritik vermießt. Bei unserer Aufgabe bewies sich die ernste Beschäftigung auch mit dem Mittelmaße und mit schwachen Kräften als pädagogisch wertvoll. Man hat an anderer Stelle den Nachdruck darauf gelegt, Handwerksarbeiten von Rang und Wert machen zu lassen, was dann bei Gelegenheit einer Ausstellung solcher Heimarbeiten einen recht schönen Eindruck macht: was lernen die Kerle da alles, was wird da geleistet und gefördert! Leider ist dabei der pädagogische Erfolg, den man ja allerdings auf einer Ausstellung nicht zu zeigen braucht, gering; abgesehen noch von den wesentlichen Mehrkosten solcher Betriebe. Denn man läßt solche Arbeiten nur von gelernten Facharbeitern machen und kann sie ja auch nur von solchen machen lassen, da jedes Handwerk nicht aus Spaß Jahre zum Lernen verlangt. Das heißt aber: man arbeitet nur mit einem kleinen Teile der Heimbewohner. Und diesen muß man bei ihrer Arbeit eine Aufmerksamkeit schenken, die den großen Rest, der das Heim am meisten brauchen würde, zum Ballast des Heims werden läßt, den man am Ende kaum dort noch brauchen kann. Der Kollege hatte manchmal nicht einen Tischler oder Holzarbeiter im Heim, was ihm die Ausführung der für die Öffentlichkeit bestimmten Arbeiten oft genug sehr erschwerte. Um so schöner konnte er seine Fähigkeit entwickeln, daß er alle an der Arbeit interessierte und sehr viele förderte.

77

Ähnliches erlebte ich in meinem Zeichenunterricht. Praktisch genommen ließe sich gegen einen Zeichenunterricht für erwerbslose Jugendliche des Schlages, den wir betreuten, viel einwenden, und es hat auch an Einwänden nie gefehlt. Aber die stille Beschäftigung, das ruhige Arbeiten am Reißbrett oder auf dem Zeichenblock hatte für viele eine große Anziehungskraft, womit schon etwas erreicht war, mochte nun praktisch dabei viel herauskommen oder nicht. Die wenigen gelernten Handwerker, die ich hatte, haben mit Eifer im Konstruktionszeichnen sich betätigt; ihnen schlossen sich immer überraschend viele an, die von ihrem simplen Erwerbsleben eigentlich keinen Antrieb dazu mitbringen konnten. Was an Dekorations- oder Schriftmalern kam (es waren selten welche da), suchte sich bald selbst Aufgaben, die für die Praxis förderlich waren. - Da wir nicht viel Modelle zum Maschinenzeichnen hatten, so wurden die sonderbarsten Dinge durchgezeichnet.

Einmal zum Beispiel ein rätselhaftes Blechungeheuer, das wir unter dem Gerümpel in einer Hofecke gefunden hatten; Neulingen, die das Ding anstauten, wurde dann erzählt, das sei unsere Teemaschine für die Winterabende. Mehr als einer vertiefte sich in die Geheimnisse der Kegelschnitte, und eine ganze Zahl wohl durchgearbeiteter Ellipsen, Parabole und Hyperbeln sammelte sich in unserer Mappe an. - Dann wurde Schrift geübt, und Plakatentwürfe wurden viel und mit oft recht guten Einfällen gemacht. Für ornamentale farbige Entwürfe habe ich wechselnd merkwürdige Begabungen gehabt, die auf eine elementare Art unerschöpflich produktiv waren. Einige andere wieder zeichneten ernsthaft und mit Hingabe nach der Natur, und alle Winkel unseres weiten Bezirks, der Hof, die Schuppen, die Fernsichten, die Industriegebäude und die Laubengärten der Nachbarschaft wurden bald mit dem Bleistift, bald mit Wasserfarbe aufs Papier gebracht. Sogar die Porträtzeichnung machte mit der Zeit ernstlich Fortschritte; eine typische Begabung dafür fand ich allerdings nur einmal, da aber überraschend und von der Bewunderung aller anerkannt. - Eine interessante Beobachtung machte ich einmal, als ich versuchte, sie den menschlichen Körper zeichnen zu lassen. Es war ein unverkennbares Fiasko. Im Sommer trieben sie Sport in jeder freien Minute, und immer fast unbekleidet. Sie beobachteten sich dabei gegenseitig auf die Spielregeln hin mit Spannung, beim Ringen z.B. wurde jeder falsche Griff moniert, sie lagen auf der Erde, um die Schulterstellung in jeder kleinsten Wendung zu beobachten. Ich wollte sehen, ob hierbei eine gewisse Kenntnis des Körpers unbewußt entstanden wäre, und ließ einmal unter dem Schuppen einen der Jungen in der Spielhose für die andern Modell stehen. Alle Zeichnungen fielen ganz übel aus. Der gutgewachsene Bursche wurde zum Gespenst verarbeitet, und niemand störte es, die sehr gute Linienführung seiner Glieder zu wahrhaft scheußlichen Gebilden entstellt zu sehen. Sie hatten trotz allem beständigen Sehen auch nicht das geringste Gedächtnis, wie ein Knie, ein Ellenbogen aussah, wie lang ein Arm im Verhältnis zum Körper auch nur ungefähr war. Der Zufall brachte es, daß während des Zeichnens ein Flugzeug ziemlich tief über uns hingflog. Sofort entstand ein Streit über den Typus, und mehrere zeichneten aus dem Kopf verschiedene Flugzeugtypen sicher und kenntlich hin, um ihre Behauptungen anschaulich zu bekräftigen. - Alles in allem entwickelte sich im Laufe der Zeit im Zeichenunterricht viel mehr als ich erwartet hatte. Als wir im Rahmen einer Ausstellung der Ortsgruppe für Jugendpflege einmal einige Arbeiten aus unserem Zeichenkursus zusammen hängten, war der Eindruck so, daß ich ihn gern mit dem Resultat anderer Lehreinrichtungen verglichen hätte. Oft tat es mir

von Herzen leid um die armen Kerle, daß die Zeit es verbot, irgend eine Hoffnung auf die praktische Verwendbarkeit einer Begabung zu machen.

Natürlich hatten wir in der Tischlerei wie in der Zeichenstube auch eine kleine Zahl solcher, die zu nichts zu brauchen waren, und die man bei irgendeinem Unsinn ließ, so lange sich keine Unzuträglichkeiten daraus ergaben. Bei diesen war mein Zeichenunterricht charakteristischer Weise beliebter als die Tischlerei, denn sie konnten mit einem Bleistift in der Hand besser vor sich hindösen, als es in der Tischlerei möglich war, wo geräuschlos ruhendes Handwerkszeug dem Kollegen unnütz auffiel und man zu leicht mit Arbeiten behelligt wurde, von denen behauptet wurde, daß sie jeder auch ohne Talent machen könne. Aber die Zahl dieser Drückeberger war immer belanglos.

Am schönsten waren die leider seltenen Fälle, daß beide Kurse zusammen arbeiten konnten; dann ging es am angeregtesten zu. So einmal, als wir für einen Kinderhort Steckenpferde machen sollten. Zuerst schickte uns die Tischlerei Holz herauf, auf das meine Jungen sehr schöne Pferdeköpfe zeichneten. Diese bekamen wir dann aus der Tischlerei als fertige Holzpferde zurück, und nun wurden die wunderbarsten Charakterköpfe von Schimmeln, Füchsen und minder bekannten Arten auf das Holz gemalt. Ein anderes Mal fertigten wir gemeinschaftlich Leuchter, die der Kollege für Holz entworfen hatte, und die nachher bei mir mit Ornamenten bemalt wurden, wobei die Geschickteren mit famosen Erfindungen wetteiferten. Auch ein großes Schaukelpferd, das Löwenmaul für einen kleinen Verwandten fertigen sollte, hielt eine Zeit lang das Heim in Atem, da immer neue Vorschläge und Entwürfe auftauchten, das zunächst etwas ungewöhnlich geratene Geschöpf angenehmer in der Erscheinung zu machen. Es wurde zu Weihnachten nicht fertig und vergegenwärtigte uns darauf noch einen Sommer lang den Gegensatz der Jahreszeiten. Sein Ende kennt niemand; es fehlte nur schließlich.

Der Wert dieser Arbeit in beiden Kursen ist selbstverständlich ein bedingter. In beiden Kursen lernten die jungen Leute viel, was sie im späteren Leben mindestens für sich selbst nutzen können. Ob sie es im Erwerbsleben nutzen können, ist nicht zu garantieren: das hängt, wie übrigens die Nutzung des Gelernten in vielen Fällen, von der eigenen Gewandtheit und von unübersichtlichen Umständen ab. Die Absicht, jugendliche Erwerbslose bewußt für das Erwerbsleben besser auszubilden, löst heikle Fragen aus, wie schön sie auch für alle Ohren klingt, hinter denen man nicht

mehr zu denken vermag, als daß man nach dem in Mark und Pfennig ausgerechneten Nutzen des vielen Geldes fragt, das für die Erwerbslosen ausgegeben wird, und vor lauter Realismus das Realste, die echte Erziehung dieser Jugend, vergißt. Eine solche bewußte Höherbildung für das Erwerbsleben ist vor allem dadurch eine illusorische Aufgabe, daß niemand weiß, welche Art von Höherbildung nötig sein wird unter den Verhältnissen, unter denen das Wirtschaftsleben einmal wieder zu arbeiten beginnen wird. Es fehlt ja nicht an höher entwickelten Arbeitskräften; es fehlt an Arbeit, und an Arbeit für die Qualitätsarbeiter mehr als an einfachster Arbeit, die kaum Vorbereitung braucht. Nach was für Arbeit greifen ausgebildete Facharbeiter, weil sie auf die eigenste Arbeit auf lange keine Aussicht haben!¹⁶ Bei den Erwerbslosenheimen den Nachdruck auf die Höhe der Arbeitsleistung, auf die Summe des Gelernten legen heißt, ihre Aufgabe wie ihre Wirkungsmöglichkeit verwirren. Die Heime haben die erste Aufgabe, für die Jugend da zu sein, die ohne sie verloren wäre; und auf die hieraus sich ergebenden Notwendigkeiten, die theoretisch nicht zu ermitteln sind, müssen die Heime eingestellt werden.

80

Bleibt der praktische Wert solcher Arbeitsbetriebe bedingt, so ist der rein menschliche Wert um so deutlicher und umfassender. Wie kurz die Arbeitszeit auch war, das Wort vom "Segen der Arbeit" bewies sich bei unserer Jugend immer von neuem. Sie waren während der Arbeit von sich selbst abgelenkt, sie vergaßen ihre Nöte wie ihre überflüssigen Einfälle, die Arbeit war der Sinn der Stunden und ließ sie sich beteiligt am Menschenleben fühlen, in dem der einzelne mit seiner Not verschwindet. Und wenn die Arbeit mit ihrer Anspannung vorbei war, so war wieder das Freiheitsgefühl, das erlaubte Feiern nach getaner Arbeit die gesunde Reaktion. Die Gegensätze des wirklichen Lebens wurden, wenn auch noch so reduziert, doch echt immer von neuem erlebt und erhielten die innere Verfassung in ganz anderer Gesundheit als das Nichtstun und das Lungern auf der Straße. Nie kam das Gefühl der Langeweile auf: womit für beschäftigungslose Menschen schon etwas äußerst Wertvolles erreicht ist. Wie eine Explosion setzte oft der allgemeine Lärm nach dem Schluß der Arbeit ein.

¹⁶ Siehe zu diesem Thema auch von Christa Anita Brück: *'Schicksale hinter Schreibmaschinen'* (Berlin 1930, wiederveröffentlicht Berlin 2012, bei www.autonomie-und-chaos.de).

Am besten war es, wenn wir außer der Arbeit in Tischlerei und Zeichenstube noch arbeiten auf dem Hof, oder kleine Bauereien und ähnliches hatten. Als - leider - unser großer Schuppen durch die Umstände fallen mußte, war der Hof eine Trümmerstätte. Wir fragten, wer freiwillig an seiner Planierung mitarbeiten wollte, Fast keiner schloß sich aus. Die Arbeit war Knochenbrecherarbeit. Ein Haufen großer Steine mußte weit fortgeschleppt, in Schubkarren Erdmassen verlegt werden. Sie arbeiteten mit Hingabe, wer sich schonen wollte, wurde von den andern an die Arbeit gebracht; wobei immer ein anständiges Gefühl für die Schwächeren wirksam blieb. So war es bei jeder Gelegenheit. Und gerade bei der Arbeit lernte man oft auch die schätzen, die in ihrer sonstigen Führung nicht viel Freude machten. Da war ein nervös überreizter, gewalttätiger Mensch, mit dem wir mehrfach üble Erfahrungen gemacht hatten; der sagte uns eines Tages in voller Aufrichtigkeit: wir sollten ihm doch immer Arbeit geben, bei der er allein sich tüchtig ausarbeiten könne; er wisse, daß er übertrieben reizbar sei, und wenn er im Raum mit den andern so eng zusammen sei, so bringe ihn leicht ein einziges neckendes Wort so auf, daß er zu allem fähig sei; dagegen fühle er sich bei einsamer Arbeit glücklich, wenn sie auch noch so schwer sei. Er war ein ungewöhnlich starker Mensch. Wir ließen ihn einen letzten Teil der Arbeit auf dem Hof, der besonders anstrengend war, allein verrichten; er arbeitete wie ein Pferd, war heiter und vernünftig, und freute sich wie ein Kind, wenn wir zum Schluß konstatierten, daß er fleißig gewesen sei. - Hätte man sie alle doch ihrer Art entsprechend beschäftigen können, wie viel nützliche Arbeit hätten sie gern verrichtet, wie wohl wäre ihnen dabei gewesen! Wie oft habe ich gerade das Wort von starken Kerlen gehört: "Wenn man sich doch einmal wieder recht ausarbeiten könnte!"

Schließlich fanden sie selbst alle möglichen Arbeiten, die das Leben im Heim mehrten. Anfangs hatten wir den fatalen Anblick hingenommen, wie liederlich viele in ihrer Kleidung saßen. Abgerissene Knöpfe waren das wenigste; große Löcher in den Sachen, losgerissene Ärmel, ausgefetzte Taschen wurden mit Seelenruhe in ihrem Zustand gelassen, kein Spott und keine Ermahnung half. Eines Tages schafften wir Nähzeug und Hosenknöpfe an, abgerissene Jackenknöpfe wurden auf dem Hof nach dem Spielen gesammelt; und mit einigem Ernst wurden die ersten gezwungen, ihre Sachen bei uns im Heim auszubessern. Aber bald war die Einstellung zu der "Schande", daß ein junger Mann näht, verändert, und sie kamen

selbst nach dem Nähzeug. Schließlich wurden manchmal die größten Ausbessereien im Heim vorgenommen. Dann brachte einer einen Dreifuß mit, und das Stiefelbesohlen begann. Wo das Leder immer her war, weiß Gott alleine. Aber viele Stiefel wurden repariert, und hier war es Werner, der mit dem Aufsetzen von Flecken geschickt umzugehen wußte, und den andern es beibrachte. Dann kam das Haarschneiden auf. Zwei von ihnen entwickelten wesentliche Anlagen für das Geschäft, am meisten Franne, der gute Porträtzeichner. Die Folge war, daß aus der bis dahin übertriebenen Gleichgültigkeit gegen unmenschliche Haarschöpfe (woher sollte man das Geld für den Friseur auch nehmen!) eine große Eigenheit wurde, und man sich die Haare schneiden ließ, sobald nur an den Schläfen oder im Nacken ein paar Fusseln selbständig wurden. Der große Wald auf dem Kopf mußte natürlich bleiben. Das Stirnhaar mußte man in den Mund nehmen können; das gehört sich so.

Die wechselseitigen Hilfen, das gemeinschaftliche Arbeiten im eigenen Interesse banden immer fester die einzelnen zur echten Gemeinschaft zusammen. Unerwartete Eigenschaften und Fähigkeiten zeigten sich. Wenn der Kollege und ich, entstandener Gewohnheit gemäß, durchsprachen, was wir mit ihnen erlebt hatten, und nächste Pläne berieten, so tauchten auch unerfüllbare Wünsche ihretwegen auf: man müßte mit ihnen eine Eigenwirtschaft auf dem Lande führen können, ihre Kräfte nutzen, sie durch ihre eigene Arbeit sich das Leben erträglich machen lassen, sie aus den unmöglichen Lebensverbänden ganz lösen, in denen sie sich zerreiben und die ihnen jede Lust zur Arbeit am eigenen Menschen nehmen. Wenn wir dann je einmal die Schwäche hatten, über solche Möglichkeiten mit ihnen zu reden, so wurden sie ernst und träumten vor sich hin. Jetzt lernten wir selbst sie erst kennen und fanden in ihnen - mag es klingen, wie es will - Menschen von einer seltenen Umfänglichkeit des inneren Erlebens, das ihnen nur niemals zum Bewußtsein kommt, und für das man sorgen müßte, um ihnen zu helfen. Die Spottsucht, die sie in der respektlosesten Weise über alles zu betätigen wissen, ist ja nur ein Sich-Wehren gegen ein immer arbeitendes Gefühl. Und dieses Gefühl sucht nach einer inneren Ordnung: es ist das große Manko ihrer Erziehung, daß diese sie nur mit vorgestrigen Gefühlsdingen langweilt, über die sie eines Tages fast mit Recht spotten, und ihr eigentliches, heutiges Gefühl nicht einmal kennt. Wo sie sich einem erschließen, ist man erstaunt über ihr inneres und, ach, so hilfloses Arbeiten. Ich habe an ihnen meine strengsten Beobachtungen über die Allgemeingültigkeit des kategorischen Imperativs gemacht. Er arbeitet in ihnen allen; keiner fühlt sich sicher

in seinen Handlungen, sie sehnen sich nach innerem Gleichgewicht. Nur geht das nicht etwa als Reue zurück zu der Moral der Welt, von der sie sich für immer getrennt haben. Aber damit hat ja das transzendente "du sollst" auch nichts zu tun. Es ist bei ihnen ein Suchen nach einem fernen Unbekannten, von wo ihnen ein Frieden kommen soll. Eine kleine praktische Äußerung dieses Suchens ist die Anerkennung des "anständigen Menschens". Der anständige Mensch ihrer Fassung hat mit dem moralischen Menschen nicht das mindeste zu tun; aber er steht beinahe über ihm. Da entwickeln sich manchmal Forderungen von einer prachtvollen Allgemeingültigkeit, und jeder kritisiert in stillen Stunden auch sich selber danach.

An Winterabenden, wenn wir vor dem schlechten Wetter im Heim zusammenrücken mußten, wurden oft die ernstesten Gespräche geführt. Wieviel Sehnsucht, die das Weinen vergessen hat, wieviel tiefster Schmerz über ihr Dasein und über sich selbst kam manchmal in halben Minuten zu Worte, die einem alle Vorstellungen von dieser Welt änderten! - Ich hatte oft fast mit Widerwillen einen großen Kerl beobachtet, von dem ich wußte, daß er an üblen Dingen beteiligt war. Er war eine gute Erscheinung, im Grunde war er gut zu leiden; aber wenn er mit einer hämischen Verzerrung seines schmalen Mundes Anschuldigungen zugab oder dreckige Andeutungen machte, so stieß er mich ab. Eines Abends kamen sie in einem Winkel des Heims auf häusliche Verhältnisse zu sprechen. Meine Gegenwart störte längst keine Aussprache mehr. Da fing der arme Teufel an. Wie sein Stiefvater ins Haus kam. Wie er, der Junge selber, damals Arbeit hatte, fleißig war und gern gesehen. Wie der Stiefvater zu bummeln anfing, sich von Frau und Stiefsöhnen ernähren ließ, - und der Junge sollte alles Geld an den Vater hergeben und wollte nicht. Da ging der Stiefvater nach der Arbeitsstelle, machte ihn schlecht und ließ sich den Lohn des Jungen auszahlen, da er ihn nur versöffe (was ganz und gar nicht zutraf!). Da wollte der Junge von Hause fort, aber das wurde ihm nicht erlaubt. So schmiß er die Arbeit, weil er für den schmarotzenden Stiefvater nicht arbeiten wollte. Und sah nun zu Haus die Hörigkeit der Mutter dem viel jüngeren Mann gegenüber, die sie das Verhältnis zu den Kindern ganz ändern ließ. (Hierüber sprach er sich mit einer erschreckenden Deutlichkeit aus, die in ihrer Selbstverständlichkeit den Einblick in dieses Leben quälend machte.) Und wenn die Mutter dann sagte: "Tu es doch, ich muß es doch mit dem Vater halten", so sagte der Junge sich noch: da hat sie ja nun wieder recht. Dann brannte er durch, weil er sich von dem Stiefvater nicht prügeln lassen wollte. Auf der Landstraße wurde er ohne Papiere gefaßt und wieder nach

Hause gebracht. Da war es wieder der alte Stank. Unterdessen hatte sich die Arbeitslage geändert, Arbeit bekam keiner mehr. Und zu Haus beschimpften sie den Strolch. Nachbarskinder riefen ihm nach. - "Da ist einem eben alles wurscht geworden. Und dann ging es los, und dann ist man immer tiefer gesunken." - Und nun kam das Entscheidende: das war, echt, erschütternd echt, wie er zum Schluß leise und heiser sagte: "- - bis zum Dieb." Er sah auf den Boden, alle waren ernst und ruhig. Das war derselbe Mensch, der sich sonst mit Hohn alles nachsagen ließ: aber das war der wirkliche Mensch. Ich habe mich später noch manchmal über ihn ärgern müssen; aber es war jetzt anders, ich hörte immer die flackernde Stimme: " - bis zum Dieb."

So haben sie alle ihre Stunden, und mehr als einen habe ich weinen gesehen, wenn ich abseits auf dem Hof allein ihn mir vornehmen mußte: mit jener Art des Weinens, die am meisten erschüttert; wenn sie fest bleiben wollen, wenn nur die patzigen Antworten plötzlich versagen, und die ersten schweren Tränen über sich verzerrende Züge laufen, noch ehe sie sich abwenden konnten. Es ist leicht zu sagen: solche Tränen haben nichts zu bedeuten; sie sind nachher die gleichen, die sie vorher waren. Ja doch! Aber warum denn? Löscht das Leben nicht auch gleich den Eindruck der Stunde wieder aus, in der der innere Mensch den Trotz zerbrach? - Man kann krank werden vor Mitleid unter ihnen. Wenn sie singen, gibt es Augenblicke, wo man sich nicht zu halten weiß. Das sind seltene Augenblicke: aber was ändert das daran, daß sie überhaupt möglich sind! Sie singen viel und meist toll genug. Recht oft die neuesten Schlager, die dann mit einer Fülle spontan erfundener blödsinniger Varianten gebrüllt werden. Oder sie singen alles durcheinander: "Im tiefen Keller sitz ich hier - Herr mach uns frei!" Dann kommt ein Lied der Heilsarmee, und dann singen sie alle auf die Melodie "Am Brunnen vor dem Tore" nur ein immer wiederkehrendes "miau". Einer der älteren lernte mit angeborenem Musikverständnis (er war ungarischer Abstammung)¹⁷ bald, sich auf dem Klavier zurechtzufinden, ohne daß er Noten kannte; da kam es vor, daß bei seinem Spiel der Drang zum Mitwirken ein höllisches Orchester improvisieren ließ: ein paar Lauten oder Mandolinen waren oft da, auf Stuhlsitzen wurde technisch einwandfrei getrommelt, Kochdeckel und Kessel ergaben dankbare Nebengeräusche, und aus Papprollen wurden Radauflöten gemacht, mit denen sich unvorstellbare Töne

¹⁷ Rassismus!

hervorbringen ließen. Vorübergehende konnte das Entsetzen packen. Musik wurde oft gemacht, und viel gesungen (das Pfeifen hatten wir verpönt). Und meistens war die Musik nur ein Ergebnis der Ausgelassenheit. - Aber dann wissen sie noch alte Lieder mit unsinnigen sentimental Texten, die Texte sind schauerhaft. Ich fragte einmal einen sehr Intelligenten: "Wie kann man solchen Text singen?" - "Die Worte werden wohl für die Jungens ganz was anderes zu bedeuten haben", sagte der ärgerlich. Und daran ist etwas: die Melodie holten sie heraus, sie sangen sie auf eine Art, daß man weggeholt wird zu einem uralten Elend. Oder wenn an einem heißen Sommernachmittag, da kein Mensch sich rühren mag und der Hof leer ist, irgendwo in einer Hofecke einer sich völlig unbeachtet fühlt und zur Ziehharmonika singt: ein großer, starker Kerl, der sonst mit hartem Lachen alles menschliche Gefühl zu verneinen schien, sang einmal so, und ich konnte nur hingehen und ihn bitten: sing weiter; und mit einem Male verstanden wir uns, und er sang mir ganz allein aufs ernsthafteste etwas vor. - Natürlich, ein paar Stunden später kommt er wieder in andere Lagen und ist froh, daß da keiner erfährt, daß er mir heute etwas vorgesungen hat und dabei nicht mehr lachen mochte. Vielleicht erzählt er dann, um das Elend los zu werden, er habe mich verkohlt. Und Einfältige glauben es ihm auch noch.

Es lebt eine so übergroße Sehnsucht in ihnen, eine so unsinnige im Verhältnis zu den Möglichkeiten ihres armen Lebens, daß sie daran zugrunde gehen würden, wenn nicht eine Ausgelassenheit ihnen zugänglich wäre, die sie dann wieder im Sturm über jeden Ernst fortreibt. Da sie innerlich immer aus echten Gefühlserlebnissen heraus beschäftigt sind, so sind ihre Unterhaltungen auf eine schwer zu beschreibende Art fesselnd, sobald sie zwanglos sich geben und man ihr Leben genug kennt, um alles richtig zu verstehen, was sie sagen. Sie erzählen lebhaft und gut und erleben überall etwas. Die Art der Unterhaltung wechselt wie das Wetter; bald herrscht ein tiefer Ernst vor, ein andermal erzählt ein dafür Begabter (Walla zum Beispiel) ein größeres Erlebnis mit den boshaftesten Beobachtungen, oder Verulkungen fliegen hin und her. Ist die Stimmung danach, so sitzt auch einmal ein großer Kreis schweigend beieinander, und eine stumme Kameradschaft waltet. Ich muß etwas vielleicht Verblüffendes aussprechen: ihre Gesellschaft verwöhnt; man langweilt sich plötzlich überall leichter als bei ihnen. Sie kennen jene sonderbare Unterhaltung nicht, wo man sich nichts mitzuteilen hat und doch aufeinander hinredet, und wenn man sich dabei vor Langeweile gegenseitig

den Finger in den Hals stecken soll. Übrigens kolportierten sie auch niemals Witze; ihr Bedürfnis nach Witz vermögen sie selbst zu decken. Von ihrer geistigen Lebendigkeit, ihrer Spottlust und ihrem eigenen spontanen Witz ist schwer eine Vorstellung zu geben. Fast jede Unterhaltung hat Augenblicke, wo ein grotesker Sarkasmus überraschend aufspringt. Zu verblüffen sind sie schwer und jeden Ernst wissen sie zu brechen. Manchmal ist die Einfachheit des angewandten Mittels gerade das Komischste. Einmal hält der Kollege eine erregte Ansprache über Dummheiten, die wieder vorgekommen waren, und für die er sie abrüffelt. Es ist alles sehr ruhig, die Worte wirken; wir trinken gerade unsern Kakao, und jeder sieht etwas betroffen in seinen Trinkbecher. Plötzlich gurgelt einer laut mit dem Kakao, lang und gründlich, wie auf ärztliche Verordnung. - An einem Vormittag im Winter, die Sonne leuchtete eisig auf dicker Schneedecke, höre ich auf dem Hof erregten Lärm, gehe hinaus und finde alle vor einem dem Nachbarn gehörigen Schuppen versammelt. Oben auf dem Dache des Schuppens steht Willi und schimpft wie ein Teufel auf die andern herunter. Also schon wieder einer auf dem Dach! "Zum Donnerwetter, was treibst du denn da oben?" Im ruhigsten Ton, wie man sich eben schuldige Erklärungen zu geben pflegt, kommt die Antwort: "Ick genieße Höhenluft, Herr Lamm!" - Eine erregte Versammlung. Unser Vorderzimmer ist vollgestopft mit Menschen; wir hatten schließlich über achtzig Heimbewohner, für die unsere Räume zu klein waren. Großes Durcheinander. Ich steige auf einen Stuhl, um mich verständlich zu machen. "Setzen Sie sich doch auf die Jardinenstange, Herr Lamm!" - Da ist ein fader Kerl; mimt den "Weltmann", lächelt immer blöd überlegen, wenn er zu allem zu dumm ist, und geht längst allen auf die Nerven. Ich ärgere mich im Unterricht über ihn, weil er mit einer albern zur Schau getragenen Zerstretheit alles versudelt und überhaupt nicht hört, was man ihm sagt. Stauche ihn gründlich zusammen; nun sitzt er doch recht betroffen da. Nun tritt Walla zu ihm und richtet ihn auf mit ernstesten, trostspendenden Worten: "Sieh mal, Fritze, det sachste da doch och, det det bald 'n großen Putsch jibt. Na, un als anständijer Prolet kommste denn doch mit uff de Barikade. Un denn mußte als ersta fallen. Der Jedanke muß da doch erheben. Denn siehste, hier wird det ja doch nischt mit dir." - Wobei man dann ganz vorsichtig dem Einfall des guten Walla bis zu seinem vermutlichen Ursprung folgen darf: Der verulkt da sicher etwas, was er und mancher seiner Kameraden in schweren Stunden sich schon ernsthaft als Abschluß eines immer unmöglicher werdenden Lebens gedacht haben.

Wenn sie sich unterhalten, so ist es ein schreckliches Durcheinander, und immer haben sie sich in der Wolle, ohne daß das mehr als Übung im Streiten wäre. Solche Unterhaltung geht ganz sprunghaft von einer Sache zur andern. "Wir jehn Sonntag nach Kōris, Tiefensee is ja Quatsch." - "Pferdepaul jeht jetzt also doch mit det Hawaimeechen. Er hat jesacht, det hätta sich jar nich so voajestellt, wenn man imma eene bei sich hat. Na, ha ick jesacht, den Ausschnitt in dein Padelboot wiste ändan müßn, mit die paßte da nich rin." - "...unn die Mutta sacht, so weer ick friha janich jewesen, det weer blos da Nachweis." - "Nee, det Heim, sacht se." - "Ick weer die mal leichten von wejen det Heim! Dabei roocht die Olle selba 'n janzen Tach Ssijaretten! unn denn nimmt se'n Kochtopp hoch unn schmeißt den Kippen int Feia!" - "Dettet neie?" (Einer hat sein Rad vorbeigeschoben.) - Ein anderer stimmt sein Banjo. "Zeich mal her die Jubelkanne!" - In einem Winkel versucht einer, auf dem Banjo mit Hilfe eines Kochlöffels die gräßlichen Hawaiiigeigen nachzumachen. Erwin: "Mein Jott, stimmen die da 'n Hund ab?" - "Stellt doch die Tische erst um, so kennta doch nich spielen! - Kerl, du stellst da wieda an, wie ne Kuh bein Jardinenenplätten!" - "Na, du kannst ja nich davoa, dir ham'se zu heiß jebadet." - "Uff dir könn'n sich deine Eltern ooch nischt weita einbildn; dein Vata hätte damals lieba ne halbe Stunde Holz hacken solln." - "Weeste, wenn ich sone Visasche hätte wie du, da teet ick ma meldn voa den Film 'Kinda in Not'; du kannst ja det Kind machen, wat kotzt." - "Hellmut, du Stinkdrüse, jeh weita wech!" - "Schnauze, dowe Sau!" - "Unn morjen Abend, als wie heite, hatta jesacht, da soll ick denn wieda komm'n. Det's da een Ulps! Sie müssen sich mehr beeilen, sacht, andere sind viel gewandter als Sie. Richtig, sare ick; da wird ja 'n Hund in da Fanne varrück't!" - - Walla führt folgendes Gespräch: "Sach mal, bist du als Kind mal jefallen? So uff die scharfe Kante von'n Kohlenkasten? Oda aus't Steckkissen jerutscht? Hab'm da deine Eltan nischt von erzehlt? Nee? Na ick meine ja bloß. Weil davon manchmal wat zurückbleibt. Du redst manchmal so komisch." - "Ach, leck mir am Arsch!" - "Komm ma doch nich imma mit deine wejetarische Lebensweise!" - - Willi erklärt seinen Handel "Brennholz für Kartoffelschalen": "Nee, da is wat mit zu machen, man muß bloß die Leite richtig behandeln. Die Olle wollte erst nischt koofen. Sie hab'm doch ooch 'n erwerbslosen Sohn, sare ick, dets doch 'n Jamma, ick habe heite noch nich mal jefrihstickt, unn Holz brauchen Se doch ooch. Na da nahm se, weil ick einfach anfing, et jleich ihr bei de Maschine¹⁸ hinzupacken. Unn wie ick det so

¹⁸ Gemeint ist die "kochmaschine", ein fest eingebauter gemauerter herd mit holz- und kohlefeuerung.

auspacke, mein Jott, hat da olle Schwindla mir da janz kleene Splitter unten in'n Korb jepackt! Sehn Se, sare ick, ich habe da jleich ooch zum Feiaanmachen wat herjericht, det Se nich zu lange zu schnippern brauchn!" -"Ick denke, du jibst det Holz foa Kartoffelschaln?" - "Det soll der merkn, wenn ick mal Jeld nehme, der kann doch die Schaln nich zeehln! - Unn jetzt mach ick die Sache ibahaupt andas, ick mache ma selbständich. Ick hab ma 'n Wagen jekoopft, vier Mark ha ick schon anjehalt, unn denn koof ick Holz, unn in Rudow wees ick eenen, der koopft man de Schaln ab foa seine Kannickel. Det solta sehn, wat ick da vadiene!" Löwenmaul hört begeistert zu. "Au ja, Willi! Unn da beteiije ick ma, weeste, ick rufe denn aus!" - "Du!? Nee, weeste, du weerst mein Ruin!"

Zu der geistigen Beweglichkeit kommt die körperliche hohe Geschicklichkeit. Man muß sie nur einmal Zäune überklettern sehen, die sogar durch Stacheldraht geschützt sein dürfen; sie rollen hinüber, man weiß kaum, wie es zugeht. Die Freude am Sport, namentlich am Fußballspiel, ist einfach die körperliche Freude am Dasein, an der Bewegung, am Sich-verbrauchen in gespannter Beobachtung und äußerster Bewegung aller Glieder. Oft kam es wie ein Rausch dabei über sie, dem das Glück einer wunschlosen Ruhe folgte. Getrieben wurde allerlei. Unter dem großen Schuppen wurde Ringen, Springen, Steinstoßen und anderes geübt. (Boxen ließen wir nicht aufkommen.) Auf dem Hof wurde sehr viel Fußball gespielt; einmal hatten wir eine sehr gute Faustballmannschaft. Einer, der später Matrose wurde, ist uns bei letzterem als Einschwenker unvergeßlich. An einem Wochentage hatten wir im Volkspark einen Spielplatz; hier wurde dann ernsthaft und sportlich streng gespielt. Ein Glück für uns war es, daß der Kollege als Sportsmann eine Nummer war; seine Führung, seine Leitung wurden immer willig anerkannt, die Schätzung seiner Leistungen wie seiner Kameradschaftlichkeit beim Spiel erhöhten seine Beliebtheit. Seine Leistungen als einer der besten Berliner Schwimmer kannten wir alle. So war unser Tag im Volksbad durch die Art, wie der Kollege immer aus dem gemeinschaftlichen Schwimmen etwas Besonderes zu machen wußte, allmählich ein Höhepunkt der Woche geworden. Sie leisteten alle im Schwimmen, Springen und Tauchen nichts Geringes, und der Kollege brachte oft neue gemeinsame Unternehmungen in Gang. An Einfällen der einzelnen Jungen fehlte es auch nicht. Immer war es zu früh, wenn die Zeit unserer Abteilung vom Bademeister abgepfiffen wurde.

Unsere Fahrten gerieten immer besser. Kleinköris und der Tonsee! Wie viele Erinnerungen liegen für uns alle in diesen Namen! Eine Fahrt an zwei unheimlich heißen Sommertagen, die beide vergingen, ohne daß sich auch nur eine Wolke am Himmel zeigte, wurde zu einem Höhepunkt unseres gemeinschaftlichen Lebens. Der Kollege hatte im Jugendamt heiß gekämpft, um ein wenig Wurst und ein paar Brote mehr einkaufen zu können; als Mittagessen sollten wir gar Gemüse mit Fleisch bekommen. Sie hungern ja so viel, warum soll das nicht die Fahrt zu einem besonderen Fest machen, daß man einmal überhaupt keine Sorgen ums Essen hat, daß zum Essen garantiert genug da ist und man sicher ist, satt zu werden! - Gleich nach der Ankunft zogen sie sich aus, es ging nach dem Tonsee und ins Wasser, bis der Kollege zum Abendessen rief. In der Erregung durch die ganze Schönheit des Nachmittags war das Schlafengehen mit Schwierigkeiten verknüpft. Erfahrungen hatten wir ja schon, wo man überall vorbeugen mußte. Der Kollege und ich schliefen an den äußersten Enden des großen Schlafsaals diametral gegenüber, damit von beiden Seiten her alles übersehen werden konnte. Beim Ausziehen ging ich herum, sah nach, wer einen Leibriemen hatte, und erbat mir den freundlich bis zum andern Morgen: ein Leibriemen ist zu geeignet, von einem Bett aus nach einem andern hinüber zu schlagen. Mein Bett stand mit einem zweiten allein in einer Ecke, auf diesem zweiten sammelte ich, was mir für die Nacht bei mir besonders aufgehoben erschien, und legte meine Taschenlampe bereit. Ich schlief natürlich in einem oberen Bett, und man hätte über mich fortgreifen müssen, wenn man an mein Arsenal wollte, was schwierig gewesen wäre. Als dann alles lag, ließen wir noch eine Weile Licht, weil an Ruhe zunächst noch nicht zu denken war. Sie parodierten sich selber. Werner, sonst überzeugter Propagandist, hielt eine Rede: "Das ist es eben, was wir bekämpfen; und wenn die Regierung sich nicht über ihre Pflicht besinnt, so liegt es im wohlverstandenen Interesse des Proletariats, den Preis der sauren Heringe - - " Natürlich war keiner bei dieser Rede still, alles brüllte laut durcheinander; es war nur für Werner eine Übung, sie zu überschreien. Aber Löwenmaul überschrie mühelos auch noch ihn: "Unn det is der Walla, det Aas, unn den kann ick ibahaupt nich leidn. (Sie waren natürlich die besten Freunde.) Unn der muß ausn Heim ausjewiesn wern, detta mal zur Vanunft kommt, unn det wieda Ruhe unn Ordnung - " Plötzlich schreit einer dazwischen: "Ethe, Ethe, du sollst nach Haus komm'n. Deine Mutti is betrunken!" - Und so weiter. Und endlich ist es genug, und wir machen das Licht aus und verlangen Ruhe. Daß es vor der wirklichen Ruhe noch allerlei geben würde, wußten wir natürlich, nur die speziellen Fälle ließen sich nicht voraussehen.

Zunächst nämlich hatte das Ruhegebiet, wie in diesem Falle immer, überhaupt keine Wirkung. Nach einer Weile (alles wie immer) macht der Kollege wieder Licht, erreicht Ruhe für eine Ansprache, in der er die vorhandenen Reste von Vernunft anruft, und droht, daß wer durchaus nicht vernünftig sein kann, am Montag drei Tage aus dem Heim ausgeschlossen wird. Licht aus. Ruhe. Aber nun beginnt ein anderer Unfug. Aufschrei: "Meine Decke! Ihr Bande!" - Licht. In einem oberen Bett liegt einer, der auch sein Hemd ausgezogen hatte, nackt da. Der Kollege springt aus dem Bett und sucht nach der Decke, die aber längst weiter gegeben ist. Allgemeines Durcheinander. Plötzlich liegt eine Decke neben dem Bette des Opfers, und nun wird behauptet, die habe er selber runter geworfen, der sei überhaupt so nervös. Licht aus, Ruhe. Da macht einer das Reden im Traum nach: "Ja doch, mein Schnuteken!" - Lachen. "Seid doch nicht so kindisch und schlaft jetzt!" - Ruhe. - Ein furchtbarer Krach. Walla ist aus dem Bett gefallen und schimpft auf der Erde: "Du dowe Sau, ik hau da doch jleich mang de Hörner!" - Licht. Der Fall ist nicht aufzuklären. Uns verläßt die Geduld, und nach einer scharfen Ansprache, in der der Kollege und ich uns ablösen, werden die schrecklichsten Drohungen für den Fall neuen Unfugs ausgestoßen. Sie werden auch müde. Wie nun das Licht aus ist, trat wirklich Ruhe ein. Nur einmal noch ein gedämpfter Ruf: "Au! - Rindvieh!" Aber wir halten es für das klügste, das zu überhören. Und dann kann man ein paar Stunden schlafen.

Der ganze nächste Tag wurde, bis auf die Mahlzeiten, am Tonsee verbracht. Der liegt weit draußen, abseits von allen Straßen, und zum Ruinieren ist auch nichts da: man ist da so schön sicher vor allen Beschwerden, wenn das Gebrüll auch etwas stark wird. Der Kollege entlastete mich, wie immer. Er sah in der Jugendherberge nach dem rechten, machte mit ein paar Freiwilligen die Stullen zurecht (was eine nicht zu unterschätzende Arbeit ist) und war bei uns, wenn alles in Ordnung war. Sonst war ich allein am See zur Aufsicht, die keine Mühe weiter bot, und verbrachte alle Stunden am Wasser. Den ganzen Tag hatten sie keine Kleider an. Bald schwammen sie, bald machten sie Indianerspiele, zogen gruppenweise ab, und prügeln sich, wo sie sich trafen. Oder sie räkelt sich ermüdet in den Pausen am sandigen Ufer. Ein kleiner Kerl, der sich zum Artisten ausbildete, machte uns Saltos und prachtvolle Sprünge vor. Er war schon vor Jahren einmal bei uns gewesen, und damals war er einer meiner besten Zeichner; jetzt hatte außer seinen artistischen Übungen nichts mehr rechtes Interesse für ihn. Alle Tage verbrachte er die Stunden nach dem Heimschluß in seinem Artistenverein. Ich unterhielt mich mit ihm, warum

er einen so bedenklichen Beruf sich wähle. Er wurde nur traurig. "Sehen Sie, son armer Junge wird ja doch bloß ausgenutzt. Je jünger man ist, um so leichter kriegt man noch Arbeit, wenn man kräftig und schnell ist. Zum Geburtstag wird man dann immer entlassen, weil man höheren Tariflohn bekommen müßte. Und dann sucht man wieder von neuem, und findet nichts. Hat man was, geht es wieder so weiter. Wird man dann älter und ist genug ausgenutzt, wer weiß, ob man dann als erwachsener Kerl überhaupt noch Arbeit kriegt? Gelernt habe ich nichts und kann auch nichts mehr lernen - woher das Geld nehmen? Meine Mutter arbeitet immerzu für uns, mein Vater ist tot, und mein Bruder und ich - na, Sie wissen ja, wie das ist: mal haben wir Arbeit gehabt, mal nicht, und jetzt haben wir fast immer keine. Die Springerei lerne ich im Verein ohne Kosten, und die sind auch nett zu mir und bringen mir extra was bei. Glückt es mir, so kann ich ein paar Jahre lang mir ordentlich etwas verdienen, und dann muß ich eben weiter sehen. Denn natürlich, das kann man auch nur bestimmte Jahre machen."

Es war nicht das einzige ernste Gespräch, das an diesem Tage geführt wurde. Solche Tage sind Tage der Selbstbesinnung, Tage der Lösung von der Lebenswirklichkeit. Es ist etwas wie ein religiöser Zug darin, wenn man die Sache recht nimmt: der Alltag ist versunken, Traum und Rausch füllen die Stunden, der bessere Mensch will sich in allem bewähren; und alles bestreiten nur die Natur und der Mensch selber. Wer diesem Leben verfallen ist, für den gibt es nicht nur keine rauschenden Feste, sondern auch keine religiöse Feier, die so restlos alles vergessen, so unmittelbar eine transzendente Freiheit fühlen ließen, eine solche Erlösung von der Wirklichkeit, wie diese Fahrten mit Menschen, die doch von der Realität hart genug bedrängt sind.

Je später es wurde, um so ernster wurde die Stimmung. Als die Stunde des Aufbruchs näher kam, drangen sie mit den unsinnigsten Vorschlägen in uns, wir sollten noch einen Tag zugeben. Als wir ihnen klar machten, daß wir darüber weder bestimmen, noch das Geld dazu aufbringen könnten, baten sie, wir sollten an den Stadtrat telegraphieren, der würde uns gewiß noch einen Tag schenken. Aber auch das wurde überwunden. Und das Ende war, daß wir uns im Dunkeln auf dem Schlesischen Bahnhof in Berlin Lebewohl sagten und entschlossen dem neuen, immer gleichen Kampf entgegen gingen. Das Pflaster unter uns gab gleich wieder die veränderte Verfassung. Die Elektrischen rasselten, Menschenmassen trieben an

uns vorbei, wir waren wieder die vom Leben Vergessenen. Und es fiel einem plötzlich wieder auf, daß viele in den verdächtigsten Kleidern und in zerrissenen Schuhen mit uns gewandert waren. und daß sie hier mit ihrem Lärm und ihrer schlechten Haltung wieder gute Bürger veranlaßten, einen Bogen um sie zu machen.

Wenn ich das fast rein materiell gewordene Verhältnis der Landbevölkerung zur Natur vergleiche mit der fast mystischen Hingabe so vieler Großstadtmenschen an die Natur, wenn ich die spezifische Art dieser Hingabe bei unserer Proletarierjugend ansehe, so finde ich hier nur die Bestätigung einer allgemeinen Beobachtung. Nämlich, daß eine alte Metaphysik, die innerlich nicht mehr geglaubt wird, den Menschen nur um so materialistischer und glaubensunfähiger macht. Denn hier wird durch einen Dogmatismus, der kein Symbol für ein inneres Leben mehr ist und der daher seine Lehre nur noch in rein empirisch dastehenden Mitteilungen gibt, die unter allen Umständen als wahr geglaubt werden sollen, das metaphysische Gefühl verbraucht, das von dieser Metaphysik ganz mit Beschlag belegt wird; und es wird durch die Schwierigkeiten des Für-wahr-Nehmens verwirrt und abgetötet. Ein solch innerlich mechanisierter Mensch sieht dann aber in der Realität auch nur noch Materie und Kausalität. Ist aber jeder Dogmatismus, jede Lehre von einer transzendenten Welt verstummt und ist die fatal gewordene Frage, ob das Gelehrte geglaubt werden kann oder nicht, etwas längst Vergessenes: so blüht in den scheinbar nur noch intellektualen Menschen, die ohne "Glauben" leben, eine reinste Hingabe an alles Erleben auf, und in ihnen können sich plötzlich die Erlebnisse des innersten Gefühls frei auswirken, da kein Dogmatismus mehr sie an sich reißt und verwurstet. Und wortlos entfaltet sich eine neue Metaphysik, die zwar begrifflich nicht diskutiert wird und daher für die Begriffe nicht da zu sein scheint, die aber tatsächlich die Natur nun unbefangen auf sich wirken läßt, sie mit dem Gefühl durchdringt und mit dem in ihr unaussprechbar Empfundenen lebt; nicht bloß "es glaubt", sondern wirklich damit lebt.

Die gleichen Beobachtungen ließen mich im Winter unsere Weihnachtsfeiern machen. Ich muß hier einmal Dinge berühren, über die ich sonst in diesen Aufzeichnungen grundsätzlich schweige. Die Zahl derer, für die das Weihnachtsfest eine religiöse Bedeutung hatte, war unter unserer Jugend äußerst gering. Das änderte für sie an der Bedeutung des Weihnachtsfestes nichts. Aus einer bloß formal gewordenen Tradition war die tiefe Bedeutung nicht zu erklären, die das

Fest für sie hatte. Das Wesen dieses Festes liegt in einer aus den Naturereignissen hervorgehenden inneren Verfassung. Die zunehmende Dunkelheit, die immer längere Dauer der Nacht, von der ein großer Teil tätig wach verbracht wird und die bei dieser Tätigkeit aufregend wirkt, veranlaßt eine rauschhafte Hingabe an die verstärkt arbeitenden Gemütskräfte, die ebenso beunruhigt, als von der sicheren Erwartung einer Befreiung aus der Angst beschwingt werden. Diese immer feierlicher gesteigerte Unruhe wird endlich nach dem Wendepunkt des Anwachsens der Nacht entspannt, und entladet die Erwartungsfreude in einem Fest, das die Menschen als eine Gemeinschaft der Naturmacht gegenüber zusammenschließt und sich in Liebe und Güte füreinander erschöpfen läßt. Das Weihnachtsfest, wie wir es feiern, ist nur unter unserm Himmelsstrich möglich als eine Einheit dieser Natur und ihrer Menschen, und ist hier mit den wechselnden metaphysischen Deutungen immer ungefähr gleich gefeiert worden. Was bedeutet für uns zum Beispiel ein Weihnachtsfest in Süditalien! Diese inneren Erlebnisse eines Naturrausches bleiben in uns unverändert, unberührt von dem Schicksal ihrer dogmatischen Deutungen, und die feierliche Begehung dieses Festes der Winterwende bleibt uns allen ein tiefes Bedürfnis; und blieb es auch für unsere Jugend, die sich in aller Not und Dürftigkeit, in der bescheidenen Erwartung etwa einer neuen Unterhose oder gleichwertiger Dinge, durch Wochen mit dem Weihnachtsfest beschäftigte und es dann mit einer Hingabe feierte, die uns alle mitriß. Bei der Ausgestaltung der Feier versuchte man das erstmal, in einer Art umgekehrten Dogmatismus zu betonen, daß niemand auf die traditionelle Bedeutung des Festes hingewiesen werden sollte. Damit aber gerade machte man einen Fehler: denn diese Generation verstand solche Kampfstellung schon nicht mehr. Man hatte die Feier als einen Vortragsabend gestaltet. Wir waren in einem städtischen Saalbau, sie saßen alle, die Jungen und Mädchen getrennt, auf langen Stuhlreihen, musikalische und literarische Vorträge wechselten ab; kein Weihnachtsbaum, nichts von Weihnachten. Aber der Eindruck war ein verkehrter, die Langeweile Einzelner veranlaßte Störungen, und die Geschenkverteilung verlief am Schluß hastig, fast wie eine Plünderung. Dann kam das Weihnachtsfest des Jahres, als die Erwerbslosenheime geschlossen waren. Vom folgenden Jahre an wurde Weihnachten immer in dem geräumigen Mädchenheim gefeiert. Ein großer Tannenbaum brannte in dem Saal, den Frau M. mit den Mädchen durch die einfachsten Dinge geschmückt hatte, so daß sein Anblick ganz festlich stimmte. Zuerst versammelte man sich bei Kaffee und Kuchen. Dann kamen die Herren aus dem Rathaus, und eine kurze, echte Feier begann. Nach

gemeinschaftlichem Gesang hielt der Dezerent des Jugendamtes eine seiner einfachen Ansprachen, in denen er beruhigend und ermutigend eine feste und klare Stimmung zu schaffen wußte. Kurze Vorträge, wieder gemeinschaftlicher Gesang: und dazu brannten die Lichter unseres Tannenbaumes. Dann folgte die Verteilung der Geschenke. Es war nie viel, aber zu Weihnachten hat man auf dem Rathaus das Unmögliche möglich zu machen gewußt, daß jeder etwas Erwünschtes bekam. Dann aber wurden Tische und Stühle aus dem Saal gebracht, und nun wurde getanzt. Wohl hatten auch diese Weihnachtsfeiern anfangs manches Unerquickliche gebracht; als aber alles sich gefestigt hatte, erlebten wir selbst die schönsten Stunden bei diesem festlichen Zusammensein, das uns einmal im Jahr vergönnt war. Die Mädchen hatten sich eine bescheidene Festkleidung selbst zu machen gewußt (lernten sie doch alle das Schneidern bei Frau M.), und unsere Jungen richteten sich eben her, so gut es ging. Sie waren an dem Tage ordentlich manierlich, und die Stimmung brachte in die Gesichter der Jungen und Mädchen einen Glanz, als hätte nie eine Sorge sie überschattet. Einmal hat der Kollege sogar ein Theaterstück geschrieben, das unsere Jungen aufführten. Es spielte in einem Heim und schilderte humoristisch unser Leben, sie spielten sich selber. Und spielten glänzend. Als eine Schmeichelei konnte der Heimleiter auf der Bühne nicht angesehen werden; aber man lachte Tränen über ihn, wenn er nur ernst und mahnend den Arm hob. Und unser Verhältnis konnte nicht besser bewiesen werden als durch eine Karikatur, die sie vor dem ganzen Jugendamt und uns so erschütternd darstellen konnten, um uns damit noch die größte Freude zu machen. - Einmal bei solchem Weihnachtsfest, als ich beim Kuchenausteilen ins Gedränge gekommen war, fühlte ich nachher einen schweren Gegenstand in meiner Rocktasche. Es war ein drolliger Hund aus Zinkguß, der war eingewickelt in einen Zettel mit der Aufschrift: "Unserm Herrn Lamm zum Weihnachtsfest". Das Biest wird immer auf meinem Schreibtisch bleiben.

Unter den neuen Verhältnissen des Heims hatten wir unsere früheren Ausweisungen längst rückgängig gemacht. Diese beständigen Versuche, untragbare Elemente doch wieder aufzunehmen, haben nach vielen Schwankungen mit einem vollen Erfolg geendet. Zwar hörten auch die Ausweisungen nie ganz auf. Es gibt nun einmal in dieser Jugend einzelne, die nur durch Härte und Gewalt zur Besinnung zu bringen sind. Aber viele von diesen, wenn sie einmal solche Härte erfahren haben, geben plötzlich ihren Widerstand auf; ja, es gibt reichlich Fälle, daß junge Menschen, wenn die Härte mit Geduld verbunden ist, ganz innerlich sich umstellen, wenn sie von der

Echtheit des besseren Verhältnisses, in dem Kameraden durch ein anderes Verhalten sich wohler fühlen, durch immer neues Beobachten sich überzeugt haben. Wir haben uns jedesmal bei der Rückkehr eines Ausgewiesenen es zur Aufgabe gemacht, alles Vorgefallene zu vergessen und mit Wohlwollen einen neuen Verkehr zu beginnen, als begännen wir, einen unbekanntem Neuling in das Heim einzuführen. Vor allem gilt es, dem reuigen Sünder die Vorstellung zu ersparen, als sei er nun gezeichnet und müsse erst wieder gut machen: wodurch dann entweder ein ganz unsicheres Wesen entsteht oder nur Trotz geweckt wird. Es sind nicht die schlechtesten Kerle, die wohl wissen, daß sie Unrecht getan haben, aber unfähig sind, es zuzugeben. Verhält sich der Zurückgekehrte nun tadellos oder, wenn schon dazu sein Wesen nicht taugt, bemüht er sich um tadelloses Betragen, und man behandelt ihn dann so freundlich, als habe man anderes nie mit ihm erlebt, so geht in ihm selber etwas sehr Wichtiges vor: er überzeugt sich, daß er gerecht behandelt werden soll; von da aus geht er ganz heimlich in sich. Es gibt nichts Falscheres als langwährende Strafen, die Gefühlswirkungen ausüben in Zeiten, wo die innere Verfassung bereits das Getane von sich weist. Diese werden nie als gerecht empfunden, einfach weil der Mensch es nicht erträgt, in einer neuen Verfassung sich auf Dinge anreden zu lassen, die einer überwundenen Verfassung angehören. Sie führen zu der schlimmen Vorstellung, daß ja doch alles gleich ist ob man so ist oder so, und machen rückfällig. - Wir haben vielfach mit Leuten, die uns einmal ihre Duldung im Heim unmöglich gemacht hatten, es erlebt, daß ihre Einstellung sich so völlig veränderte, daß sie uns besonders verbunden wurden und im Heim zu denen gehörten, die energisch für Ordnung und Anstand eintraten.

Was uns dabei besonders half, war, daß das Heim als ganzes, seine Kameradschaft, seine in der Durchführung von der Jugend selbst geschaffene Lebensform, auf alle eine zunehmende geheimnisvolle Macht ausübte. Und daß der Kollege und ich alles daran setzten, ihnen hier eine echte Zuflucht zu schaffen, das hatten sie dann auch eingesehen und bewiesen uns ihre Gesinnung auf ihre Art. Aber wir traten dabei nicht auf eine sentimentale Weise in den Vordergrund; das Heim und die Gemeinschaft waren es, was als ein gemeinsames Etwas so stark wirkte, in dem auch wir beide untergingen. - Einmal traf ich auf dem Hof, etwa ein halbes Jahr nach dem letzten ernstesten Kampf, einen der Ausgewiesenen, der durch das Fenster das Heim beobachtete. Das war oft die Einleitung zu bösen Auftritten gewesen, weil Ausgewiesene auf diese Art mit Gewalt ins Heim einzudringen versuchten und dann

manchmal mit abscheulichen Szenen entfernt werden mußten. Ich ging also auf den Eindringling zu und begann, wie immer, zuerst mit einem ruhigen: "Du weißt, daß du hier nicht sein darfst." Und nun kam plötzlich die Antwort: "Ich gehe auch gleich wieder; lassen Sie mich bloß mal da rein sehen!" - Das war ein baumlanger Kerl, größer als ich und von unheimlicher Kraft. Er war mir mehrfach mit den übelsten Absichten gegenüber getreten, und weshalb er das eine Mal mich nicht einfach niedergeschlagen hat, weiß ich heute noch nicht. Er war längst ausgewiesen. Dann war er einmal mit fünf anderen ins Haus gedrungen, als der Kollege im Urlaub und ich allein war, mit der ausgesprochenen Absicht, mit mir abzurechnen. Mir ist der Tag unvergeßlich, als die Jungen selbst verängstigt zu mir kamen und sagten: der R. ist da und sucht Sie! Der kam auch eines Tages wieder ins Heim und auf mich zu. Ich war auf alles gefaßt und erwartete Schlimmes, als ich ihm mit scheinbarer Ruhe sagte: "Du weißt doch, daß du hier nichts zu suchen hast." - "Ich weiß, und ich gehe auch gleich wieder; ich wollte Sie ja nur bitten: verbinden Sie mich!" - und hielt mir eine stark blutende Hand hin. Selbstverständlich holte ich den Verbandskasten und ließ ihn sich setzen. Während des Verbindens sagte er plötzlich: "Das habe ich gleich gesagt: wenn ich den Lamm bitte, daß er mich verbindet, dann tut er es. Ich bin auch ganz vernünftig, Herr Lamm, sowie Sie fertig sind, gehe ich wieder." Man spiele hier bitte nicht mit dem Vorwurf, daß ich das erzähle, um meine Wirksamkeit zu beleuchten. Ich habe hier anderes zu tun, als Vorwürfen auszuweichen. Man soll sich in die Seele eines solchen Menschen versetzen, in ihren Kampf zwischen Anerkennung und Trotz, in alle die widersprechenden Empfindungen, die in ihr leben; und man wird das Schicksalhafte fühlen, das hier die Entscheidungen mehr beeinflußt durch den Zufall des augenblicklichen Geschehens, als es der "freie Wille" vermag. Wäre diese ernste Verletzung nicht gekommen, die mit ihrer plötzlichen Notlage den jungen Menschen an mich denken ließ, indem sie ihn erinnerte, wie ich ihm schon einmal, als er im Heim noch als Kamerad mit uns allen gut stand, geholfen hatte, wer weiß, was ein anderer Zufall mich noch Übles von ihm hätte erleben lassen. So aber löschte dieses Erlebnis, an dem wir beide unschuldig waren, plötzlich einen vermeintlichen Haß auf, und seit jener Stunde haben wir uns noch oft gesehen, er ist sogar gelegentlich ins Heim gekommen und hat mich um Rat gebeten, und wir verstehen uns auf beste. - Einmal kam auch Walla, der kleine Ostpreuße, angeschlichen; ich sah ihn plötzlich zwischen den anderen stehen, wie er leise sich unterhielt. Daß der nicht in böser Absicht kam, wußte ich ohne weiteres. Ich mußte ihn anreden, nachdem ich eine Weile getan hatte, als sähe ich ihn nicht.

"Du kannst hier nicht bleiben, Walla!" - "Nee nee, Herr Lamm" sagte er heiser. Ich trat fort, bald darauf sah ich ihn nicht mehr. Er tat uns unsagbar leid. Da setzten der Kollege und ich es durch, daß er wieder in das Heim aufgenommen wurde; und damit begann auch die Rückkehr der andern. Wir haben, ich betonte es schon, nur Erfolg damit gehabt. Was den Walla betrifft, so war sein alter Freund Heinz unterdessen auch wieder ins Heim gekommen, da er, wie mit der Zeit alle, auch seine Arbeit verloren hatte. Ihre Freundschaft war nie unterbrochen gewesen; gehört es doch überhaupt nicht in diesen Lebenskreis, daß einer über den andern den Stab bricht. Heinz wurde immer mehr Wallas Halt, und Walla wurde wieder ein anderer Mensch, wurde ungefähr wieder der alte; und seine Bemerkungen wie seine Streiche waren eines Tags für die gute Laune im Heim unersetzlich.

Heinz aber wurde immer stiller und beherrschter, je älter er wurde; und wurde in einem meist kaum bemerkten Wirken ein leidenschaftlicher Helfer seiner Klassengenossen. Wir haben ihn alle wortlos geachtet. Doch war er in dem unauffälligen Wirken für das Rechte in unserer Gemeinschaft nicht der einzige, und vieler wäre zu gedenken, die ihr Bestes dabei taten, als das Heim in seiner letzten Periode den besten Eigenschaften der jungen Leute Raum gab. Da war vor allem noch der rundliche große Chang, der sich in der Maske des Egoisten gefiel, als wolle er nur immer seine persönliche Ruhe sichern, und dessen böse Schnauze wie allen so auch dem Kollegen und mir gegenüber oder im Rathaus sich keinen Zwang auferlegte; was wir, manchmal mit einiger Verzweiflung, ertrugen, denn er war unersetzlich. Einmal arbeitete ein fremder Heimleiter bei uns mit, der sich an Chang nicht bewöhnen konnte und ihn nicht liebte. Chang kam mit drei andern zu ihm in die Werkstatt, und ihre Heiterkeit war dem fremden Kollegen so wenig angenehm, daß er sich beim Schelten vergaß und die Wendung gebrauchte: "Diese vier Strolche - ". Sofort sagte Chang seelenruhig: "Das kommt nun ganz auf den Standpunkt an. Wenn jetzt einer hereinkommt und Sie mitzählt, sagt er: diese fünf Strolche." In einer etwas aufgeregten Zeit führte Chang einmal eine kleine Deputation, die auf dem Rathaus die Sache der Jugendlichen verteidigen sollte.¹⁹ Der Herr vom Amt wurde ein wenig verzweifelt, weil die Auffassung der jungen Leute sich als unabänderlich erwies, und sagte schließlich: "Das ist ja, als wenn ich mit kleinen Kindern verhandele!" Chang antwortete ohne Besinnen: "Das kann ich

¹⁹ Verteidigen müssen sich nur angeklagte! - Aber der bürokrat ist gleich ein "herr"?

nicht finden. Wenn ich ein kleines Kind wäre, so ließe ich mich jetzt von Ihnen einschüchtern. So aber macht mir das gar keinen Eindruck, was Sie sagen." - Einmal brachten Chang und Heinz eine höchst fatale Dieberei im Heim durch ihren Einfluß in Ordnung. Das Heim war in seiner Einrichtung bestohlen, ohne Frage von Heimb Besuchern, es gab einen gehörigen Krach. Dann hatten sie lange Besprechungen unter sich. Das Ende war, daß jene beiden, die für den Diebstahl außerhalb jedes Verdachts standen, das Gestohlene wieder ins Heim brachten. Nachher in der Arbeitszeit war Chang so gelassen wie immer und zog seine Parabel aus, als sei das das einzige auf der Welt. (Er arbeitete zufällig bei mir, eigentlich gehörte er in den Tischlerkursus.) Ich sagte zu ihm: "Mensch, ich beneide dich um deine Ruhe. Die Geschichte war doch zu arg, ich bin noch ganz aufgeregt. Du hast doch auch damit genug zu tun gehabt, und bist schon wieder ganz darüber weg." Er gab mir die klassische Antwort: "Wieso, Herr Lamm? Was soll man sich dabei aufregen? So ist doch nun mal das Leben. Oder finden Sie sonst das Leben sehr angenehm?"

Und dann war noch unser Riese, unser großes Kind, dessen starke Hand, wenn sie einem Kameraden freundschaftlich auf die Schulter schlug, die besten Knochen in Gefahr brachte. Er kam erst in dieser letzten Periode zu uns und hat an ihrem Aufbau mehr mitgewirkt, als er es vermutlich selbst ahnt. Er moralisierte nie und redete bei Streitigkeiten kaum mit. Aber wenn er den Störenfried mit plötzlich funkelnden Augen und einem gewissen Zucken des Mundes ansah, so wirkte das merkwürdig beruhigend. Daß er mit seiner Körperkraft etwas Unrechtes tat, kam nicht vor; aber seine ahnungslosen Berührungen konnten Schwächere elend machen, und er begriff dann kaum, was denn los war. Einmal auf dem Rummel geschah es ihm, daß ein Mädchen großen Eindruck auf ihn machte. Um eine Beziehung mit ihr anzuknüpfen, schlug er ihr mit der Hand nur heiter auf den Kopf. Sie brach schreiend zusammen, und als seine Freunde sie wieder auf die Beine gebracht hatten, lief sie laut heulend davon, im Laufen vergebens bemüht, ihren über die Ohren gestülpten Hut abzunehmen. Unser Langer aber stellte nur die Frage, ob das nun die vielgerühmten Vorzüge des weiblichen Geschlechts seien.

So vieles, was wir nun erlebten, wäre noch zu erzählen. Manches würde kaum leicht verständlich sein; manches wäre zu gut, um davon zu reden.

Daß wir alle die, mit denen wir ernsthaft schlechte Erfahrungen gemacht und nachher so viel Besseres erlebt haben, wirklich verwandelt hätten, soll nicht einen Augenblick behauptet werden. Ein endgültiges Urteil aber muß deswegen sehr vorsichtig sein, weil ihnen die Führung, die sie brauchten und die ihrem Wesen das Heim wurde, nur zu bald wieder genommen wurde; und mehr ist so ohne weiteres gewiß nicht zu erreichen, als daß eine Gemeinschaft auf den einzelnen einen zum rechten bestimmenden Einfluß ausübt. So haben wir auf jeden Fall mehr erreicht als auf irgend einem anderen Wege zu erreichen gewesen wäre, und damit hat unser Heim der Öffentlichkeit einen Dienst geleistet, der zu den dafür aufgewendeten öffentlichen Mitteln in einem vorteilhaften Verhältnis steht. Viele sind bestimmt auf ihrem Wege umgekehrt. Andere kämpften wenigstens darum, sich zurecht zu finden: und wieviel ist damit schon gewonnen! Sie wußten, daß wir von einem bestimmten Augenblick an nicht mit uns spaßen ließen; sie hatten sich das schlimmste von uns ins Gesicht sagen lassen müssen und kamen doch freiwillig zu uns zurück. Was sie damit zeigten, braucht nicht mit plumpem Finger weiter berührt zu werden; es genügt, das weiter arbeiten zu lassen. - Und alle kamen sie mit der Zeit zurück. Nur den Dämon Friedrich habe ich nie wieder gesehen. Aber auch er hat mich kürzlich grüßen lassen.

Die große Richtung gebende Kraft wurde für alle das Heim, auf eine Art, die zu beschreiben kaum möglich ist. Und daß das Heim das zu leisten begann, war für uns die arbeitsfroh machende Bestätigung, daß der Weg, den wir gewählt hatten, der rechte war.

In diesem kleinen Bericht habe ich oft genug darauf hingewiesen, daß die Not, in der diese Jugend lebt, über alle Vorstellung groß ist. Die Enge, Dürftigkeit, Hoffnungslosigkeit ihres Lebens zerstört ihre Umgebung und zerstört endlich sie selber. Immer sind sie mit dem nackten Elend allein, immer einsam und ausgestoßen, oft genug hungernd und frierend auf der Straße in bitterster leiblicher Not, manchmal weiß einer nicht, wo er die nächste Nacht schlafen soll. Nirgends lastet das Recht des Stärkeren so gräßlich auf dem Leben wie hier. Und an ihrem entsetzlichen Leben vermochten wir nichts zu ändern. Moralisierend auf diese Menschen einzuwirken ist deswegen nicht der rechte Weg, weil man ihnen wirklich

nirgends den Beweis liefern kann, daß sie durch ein gewissenhaftes Verhalten einen Schutz gegen die Ungerechtigkeiten des Lebens finden. Das transzendente Gerechtigkeitsgefühl ist in ihnen lebendig wie in allen Menschen; aber ihm zu folgen erscheint einem Menschen ihrer Lage nicht als das zu ihm Gehörige. Diejenigen unter ihnen, die aus persönlicher Anlage ein Unrecht nicht tun und nicht tun mögen (und deren Zahl ist die weitaus größte), kommen dadurch oft zu einem reinen Schwächegefühl, und der Anblick des Lebens ist für sie so düster, daß sie schwerfällig und vertrauenslos ihren Weg gehen.

Wenn man überhaupt versuchen wollte, dieser Jugend zu helfen, so galt es nur, praktisch ihnen ein Beispiel zu schaffen. Nicht Reden halten, nicht Programme deklamieren; keine Endziele aufstellen, nicht auf die Zukunft verweisen und trösten mit einem Rausch, der die Stunde nicht überdauert. Nein, das Heim sollte einfach ein Heim werden und weiter nichts, aber auch nichts geringeres. Hier sollte jeder sich wie in einer Heimat fühlen, die ihn zur Ruhe kommen läßt, hier sollte Kameradschaft werden, die alle Kampfstimmung einmal schlafen läßt, hier sollte ein windstiller Hafen vor den wüsten Stürmen des Lebens sicheren Schutz bieten. Es sollte ein Ort werden, wo Selbstbesinnung für diese abgehetzten Menschen überhaupt erst einmal möglich ist. Gegenüber dem ewigen Reden von einer Zukunft, die fern liegt, wollten wir ein klein wenig mehr erträgliche Gegenwart schaffen für Menschen, denen auch die ein Erlebnis ist, damit sie wieder Vertrauen fassen konnten zum Lebensganzen. Und wir haben dabei den Beweis geführt, daß Leben und Farbe der Gegenwart in hohem Maße unabhängig sind von den Realitäten des Lebens, von materiellen Werten. Gewiß, wir haben für ein bescheidenes Quantum Essen gesorgt gegen den Hunger, im Winter für einen warmen Raum. Wir haben der materiellen Not ein wenig zu steuern versucht, so weit das überhaupt mit unseren geringen Mitteln möglich war. Aber wir haben bewußt gespart und materielle Beschwerden fast grundsätzlich abgebrochen, um nicht das Falscheste zu tun: aus öffentlichen Mitteln ihnen Annehmlichkeiten zu schaffen, die ihnen das Leben doch noch auf lange versagen muß. Wir haben mit unserer Heimeinrichtung, mit unseren Geräten und Geschirren, mit unseren Unternehmungen nirgends Bilder aufstecken können. Zum Photographieren wäre nicht viel da gewesen, um daneben zu deklamieren: so sorgen wir für Proletarierkinder! Nein, wir wollten beweisen, daß *der Mensch* es ist, der seinem Nebenmenschen das wichtigste zu geben und zu leisten hat, und daß das Leben

einen unerschöpflichen Trost hat in der Ahnung von Güte und Menschlichkeit, in dem Streben nach wechselseitiger Gerechtigkeit, in der Menschennähe, die nur den andern Menschen sucht - und daß diese Werte unabhängig sind von allen materiellen Gütern, daß jeder dem andern sie geben kann. Das Menschenleben erschöpft sich nicht im Brotverdienen und Brotverzehren; die freien Stunden, die an beides nicht zu denken brauchen, bringen oft genug die größten Qualen. Wer einem Proletarierkinde Ruhe und Frieden verschaffen könnte, und Stunden, in denen es restlos jung ist, der hätte genug geleistet.

An der Aufgabe, wie wir sie uns stellten, haben wir wortlos gearbeitet und uns selber nur immer daran geprüft, was wir praktisch erreichten. Eine Theorie haben wir nie aufgebaut und noch weniger theoretisch gepredigt. Erzieherische Aufgaben, die oft genug an uns herantraten, haben wir nie so angesehen, daß wir nach irgend einem grauen Ideal Menschen um sich selber bringen sollten; nicht nur, daß man dem Leben seine Buntheit lassen soll; vor allem durften wir keinen erschüttern, daß er in dem wilden Kampfe seines Lebens mißtrauisch gegen sich selber wurde. Wir haben immer den einzelnen Menschen, sein Leben und die Schwierigkeiten seiner Lage zu ergründen versucht und haben ihn dann beraten, wie man mit einem erwachsenen Menschen beratend seine Lage bespricht. Aus der Verfassung, die wir schufen, wollten wir die Zeit und das Leben das Rechte aufbauen lassen. In der Selbstbesinnung sollte jeder seine besten Seiten finden und sich in seiner Haut wohl fühlen, wie er dem Nachbarn das gleiche ermöglichen sollte. Man soll der Jugend nicht so viel predigen, das das kann sie vom Besten ablenken; man soll sie gewähren lassen: jede Jugend muß eines Tages ihr Wort selber finden, oder sie weiß später doch nicht, was sie tun soll.

Wenn wir nun in Ausstellungen hätten zeigen oder in Berichten objektiv hätten belegen wollen, wenn wir Besuchern hätten vorführen sollen, was wir nun mit aller vermeintlichen Arbeit und mit den uns anvertrauten öffentlichen Geldern geleistet hätten, so würden wir wohl meistens enttäuscht haben. Was wir unseren Jungen zusammen mit dem Heim wirklich geschaffen haben, das können wir uns selbst gegenseitig kaum sagen, das wissen wir nur, wenn wir uns schweigend erinnern.

Es war *unser Heim*.

DRITTER TEIL

Epilog

Das Heim, das ich hier geschildert habe, existiert nicht mehr.

Das Heim war ein städtisches gewesen. Die Finanzlage der Stadt machte es unmöglich, es weiter zu erhalten. Der Staat griff helfend ein. Jedoch wurde dabei die Einrichtung des Heimbetriebes von Grund aus geändert. Es sollten nur noch Werkkurse bestehen, um alle Kräfte, die zur Verfügung standen, der Weiterbildung der Jugend zugute kommen zu lassen. Der ganze jugendpflegerische Charakter unseres Betriebes mußte geopfert werden. Um recht viel Jugendliche aufnehmen zu können, sollten die Kurse von zwei Schichten besucht werden, von denen die eine vormittags, die andere nachmittags arbeitete. Ferner sollte jeder nur drei Monate lang das Heim besuchen dürfen: nach drei Monaten mußte er weichen, um einem andern seinen Platz zu überlassen.

Die Durchführung der Änderung brachte es mit sich, daß auch unsere beiden Kurse getrennt wurden. Die Tischlerei wurde verlegt; in die leer gewordene Werkstatt kam eine Buchbinderei.

Die Ahnung, daß nun alles zu Ende ginge und daß man ihnen mit der Zeit alles nehmen werde, ließ eine schwere Erbitterung unter den jungen Leuten entstehen. Sie richtete sich nirgends mehr gegen uns, den Kollegen und mich; im Gegenteil, alle schlossen sich enger an uns als je, und unser Einfluß konnte manche Torheit verhüten. Was wir aber nicht verhüten konnten, war der schnelle Verfall alles dessen, was wir aufgebaut hatten. Es waren traurige Tage. Was bis dahin, unter der Oberleitung des Jugendamtes, an lebendiger Gemeinschaft geworden und gewachsen war, mußte abgelöst werden durch Befolgung von Maßregeln, die uns eine Stelle diktierte, die uns nicht kannte; und die Frage, wie das enden sollte, da wir überhaupt keine Stelle mehr hatten, zu der wir unsere Angelegenheiten bringen konnten, da wir nur noch "Bestimmungen" abzuwarten hatten, diese Frage lähmte und revoltierte zugleich. Neue Maßnahmen und unvorhersehbare Reaktionen brachten Unruhe von einem Tag zum andern, das Heimleben war ausgelöscht.

Damals wurde ich zum zweitenmal krank; diesmal ernst, und der Arzt verlangte, daß ich für lange Zeit dem Dienst fern blieb. Ich hatte mir zu viel zugemutet, eine Herzkrankheit war ausgebrochen. Der Arzt schickte mich zunächst ins Hochgebirge. Ich machte eine lange Reise (auf meine Kosten - man verzeihe diese geschmacklose Bemerkung, mit der ich einer Kritik über die Vergeudung öffentlicher Gelder vorbeugen möchte); es war mir selbst das liebste, weit von allem fortzukommen, da ich die Sinnlosigkeit einsehen mußte, daß ich in der Nähe des Heims immer beratend mitreden wollte und doch nur den Mund zu halten hatte: bei uns hatte ja niemand mehr zu entscheiden. Mitte Mai brach ich nach dem Veltin auf.

Die Welt war um mich verändert. Beschneite Bergriesen waren meine tägliche Gesellschaft, Bormios brandgeschwärzte Mauern aus der Zeit seiner Kämpfe vor Jahrhunderten erinnerten daran, wie schwer das Leben immer gewesen ist. Als die Römer der Spätzeit in diesen heißen Quellen hier badeten, wie mag es damals in Rom ausgesehen haben? - Tauchte dann auf einem Spaziergang die weiße Pyramide des Monte Tresero in ihrer Majestät auf, so wollte alles Menschenwesen versinken vor diesem "von Ewigkeit zu Ewigkeit".

In Bormio fand ich meine Gesundheit wieder. Dann ruhte ich in Venedig aus. In dem Traumleben dieses schönsten Fleckes der Erde können die großen Fragen am ungestörtesten mit dem inneren Menschen Zwiespruch halten. Nicht einmal im heutigen Rom mehr sind noch die Jahrhunderte so zu einem einzigen Gebilde zusammen gedrängt, in jedem Augenblick sinnlich gegenwärtig und verlangen so selbstverständlich, das einzelne im Hinblick auf ein Ganzes zu sehen. Die Versuchung kam. Ich war den ganzen Tag in den entlegensten Gassen mit meinem Zeichenstift beschäftigt, und romantische Freude am Wiedererschaffen alles Sichtbaren setzte sich oft zu mir. Es sang um mich von wehem Glücksgefühl, das Leben rann, wie Sinnenlicht leise durch gelassene Meereswellen rinnt. Und ich malte wieder und malte wieder, als wäre alles nur ein Traum gewesen, und nun finge das Leben wieder an. Weshalb wollte das Bild von ein paar Dutzend Proletarierjungen da oben im Norden nicht von meiner Seite weichen? - Elend ist überall, Auch hier redeten sie mich an: "Ho fame, signore!" oder der eine: "La mamma mia ha fame." Was konnte ich hier dagegen tun? Was gilt der einzelne, was nutzt der einzelne gegen den Lebensjammer einer weiten Welt? Können wir, wir Träger eines alten Geisteslebens, denn der Welt von nichts Besserem mehr reden? - Ich fuhr übers Meer, unendliche

Größe tiefster plastischer Freude am Dasein klang in mir in griechischen Versen: was redet nicht manchmal in unsereinem durcheinander! Könnte man von der Schönheit der Welt etwas da hinauf tragen! Zu wem aber?! Zu wem? - Zu dem hungernden Volk auf der Straße? Zu denen, die mit dem Untergange noch kämpfen? Oder zu den andern, *chi hanno perduto il ben dello intelletto?*²⁰

Ich fuhr langsam durch Deutschland zurück. Wie das mahnt, so viel zu sehen an ganz anderen Verhältnissen, so viel tiefere alte Fomen des Lebens, als unsere Parvenustadt es weiß, so viele Menschen, die noch auf der großen Mutter Erde ganze Menschen geblieben sind!

Aber das war es ja gerade, daß mir die Fragwürdigkeit all dieser Schönheit, all dieses Glück zu lebhaft aufgegangen war. Kein Platz unserer alten Welt ist mehr ungenutzt; die Frage der Rückkehr in diese Natur, in diese scheinbar glücklicheren Verhältnisse kann nur von einer armselig unwissenden Romantik aufgeworfen werden. Und sind diese Menschen in einer glücklicheren Lage? Kämpft nicht, mindestens in diesem Augenblick, alles mit dem Untergang? Der Weg mag manchmal noch so lang dahin erscheinen, alles kreist ja doch um den Abgrund, an dessen Rand ich in Berlin gestanden hatte.

Die Millionen Erwerbsloser werden zum Symbol unserer Tage, zum wesentlichsten Problem unserer Zeit. Mag es gelingen, den katastrophalen Charakter dieser Entwicklung noch einmal zu bannen; die Bevölkerungszunahme allein wird die Entwicklung nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, und ungeheure Umwälzungen werden das europäische Leben erschüttern, um eine neue Möglichkeit des Daseins zu schaffen. Mag das Millionenheer der Erwerbslosen noch einmal sich verkleinern; verschwinden wird es nie mehr, und langsam wird es wachsen und wachsen, und keiner von uns weiß, ob nicht er selber noch eines Tages zu ihm gehören wird. Von der nächsten Generation ganz zu schweigen.

Und darum ist der ganze Fragenkomplex, der bei dem Denken an eine Hilfe für die Erwerbslosen aufgerufen wird, von einer Wichtigkeit, daß niemand den ernstesten Erwägungen darüber ausweichen kann. Denn keine Voraussicht, keine persönliche

²⁰ *Noi siam venuti al loco ov'i' t' ho detto/ che tu vedrai le genti dolorose/ c' hanno perduto il ben de l'intelletto: Wir sind zu dem Ort gekommen, wo ich dir sagte, dass du die schmerzerfüllten Leute sehen wirst, die das Gut der Erkenntnis verloren haben. (Dante alighieri: 'Divina Commedia', Inferno, canto terzo, vers 16-18)*

Tüchtigkeit lenkt mehr das Leben des einzelnen; die anonyme Mathematik des Wirtschaftslebens vernichtet einzelne und ganze Klassen und schaltet blindlings aus, über wen ein Zahlenergebnis das unsichtbare Netz warf. Wohl keiner kennt das Schicksal, das ihm die Verhältnisse gewoben haben; keiner weiß, ob er nicht über seine oder seiner Kinder Zukunft nachdenkt, wenn er mit dem Lose der Erwerbslosen sich beschäftigt.

Noch nie waren dermaßen die Umstände größer als alles menschliche Wollen.

Das gilt aber nicht nur von der destruktiven Gewalt unserer Zeit. Das gilt auch von den uns so unbekanntem Kräften, die dagegen sich bilden. So wird dann wieder die Arbeit an den Erwerbslosen zur Arbeit an der Zukunft aller und jedes einzelnen. Wesentliche Kräfte werden aus dem Leben ausgeschaltet. Sie werden damit aber nicht aufgehoben, sie wirken und arbeiten auf ihre Art, auf eine seltsame Art. Unabhängig von allen Bindungen und Fesseln des Tageslebens: als eine neue Macht, als eine tätige reine Innerlichkeit, die aus sich heraus redet und zum Faktor des Lebensganzen wird. Eine unheimliche Zahl von Menschen härtet sich in unausweichlicher Askese, mit einer großen Menschenfurcht weniger - der Furcht, alles zu verlieren -, steht erwartungslos abseits vom Lebensorganismus der alten Zeit, sehnt sich, denkt und verwächst zur Einheit voll innersten, gemeinschaftlichen Erlebens. Unter diesen vom alten Leben Ausgestoßenen, neben allen Schrecken und allem Leichtsinn dieser Welt, in der tiefsten Lebensangst ihrer Not gären die Fragen der Zukunft; und wer einmal den Mut gehabt hat, hier zuzuhören, kommt nie mehr davon los. - -

So ging ich zu denen, deren Leidensweg am Ende angelangt ist, die an das Zeitalter der Maschine sich selbst verloren hatten und nun auch von diesem abgeschoben waren ins Nichts: zu den Erwerbslosen, zur erwerbslosen Jugend. Denn nur bei der Jugend kann ein neuer Lebenswille noch mit so viel Unbefangenheit sich äußern, als aller Schutt der Urteile von einst es zuläßt, - gerade weil hier Erfahrung zum Vergleichen und damit Verleitung zum bloßen Widerspruch fehlt. Hier konnte eine Antwort zu erwarten sein auf eine schwere Frage. Sind die alten Rassen nur noch fähig, durch den Rausch von Worten und das Flattern alter Fahnen sich selbst zu belügen auf dem Wege zur Versklavung des Menschen unter dem namenlosen Mechanismus, auf diesem Wege, den wir alle gehen müssen - wie lebt dann die neue Rasse, die sich nichts mehr zu verschleiern hat, und für die das Wort vom

Untergang schon Erlebnis geworden ist? Nicht bei denen liegt die Zukunft, die ihre unmöglichen Wunschträume Ideale taufen und sich Mut trinken aus dem Wortschwall, der das Einmaleins bestreitet; ihre ideenschwangeren Führer können sie auch nur die gleiche Schicksalstraße führen, bis an die Notwendigkeit, an der alle Ideale platzen. Dort aber mag man etwas von der Zukunft ahnen, wo die Zerstörung beendet ist und nun zwischen den Trümmern entweder das Leben erlischt, oder aber die Natur trotz allem die Trümmerdecke durchbricht und über der Notwendigkeit das Leben durch ein neues Wertmaß wieder ertragbar macht.

Wer das Leben aber zu ertragen vermag, mit allem, was es bringt, ohne Abstrich, ohne Verschleierung, ohne Ausweichen, als Rohstoff seines Willens es hinnehmend: er wird es auch eines Tages beherrschen. - -

Im Oktober trat ich meinen Dienst wieder an. Unser altes Heim war nun ganz verschwunden. Das große Grundstück an der Stadtgrenze war aufgegeben. Der Barackenbau auf dem Kohlenplatz liegt wieder verlassen und ungenutzt. Wir haben auch kein Erwerbslosenheim mehr, wir haben nur noch Abendkurse. Jeder dieser Kurse ist an einer anderen Stelle untergebracht, wie Raum war. Ich habe meinen Zeichenkursus allein in einem kleinen städtischen Anwesen. Länger als ein Vierteljahr darf kein Jugendlicher einen Kursus besuchen; alle unseren alten Leute sind ausgewiesen, da sie länger als ein Vierteljahr bei uns waren. Wenn sie zu mir kommen, weil sie Hunger haben, weil sie auf der Straße liegen und nicht wissen, wo sie bleiben sollen, weil sie nur einmal wieder zusammen sein wollen - muß ich sie fortschicken. Für einige ganz wenige hat man neuerdings Hilfe geschaffen, aber das ändert am ganzen nichts.

Es soll so sein, und keiner von uns hat die Macht es zu ändern.

Es sind gute und anständige Kerle, die ich zu unterrichten habe. Sie haben sogar eine Verbindung nach der ihnen unbekanntem Vergangenheit unseres alten Heims gefunden und suchen den Kameraden zu helfen, die sie jetzt erst kennen lernen. Die große Opferwilligkeit findet man ja da am meisten, wo die große Not ist. Hat man sich dann aber ein wenig zusammen gelebt, so sind die drei Monate wieder um, und nach den Bestimmungen soll ich sie wieder ausweisen. Die neuen Zuweisungen würden keine Überfüllung der Heime bringen. Die Aufnahmebedingungen sieben stark aus, und unter den Ausgesiebten fehlen manchmal die, die überhaupt zu uns

wollen. Manche wurden nur durch die Drohung zum Besuch des Kursus gezwungen, daß sie sonst ihre Unterstützung verlieren. So gibt es Heimbesucher, die nur die vorgeschriebenen Unterrichtsstunden besuchen und dann gehen, weil ihnen das Essen zu Hause besser mundet. Nachdem wir vom Jahre durch die Zahl derer, die in unser Heim aufgenommen werden wollten, in Verlegenheiten kamen, sehen wir uns jetzt, wo die Verhältnisse sich abermals doch verschlechtert haben, nach solchen um, die uns nicht brauchen, die nicht kommen wollen. Das Ansehen des Staates muß hier die Maßregel einer Kommission von, irre ich nicht, nur ehrenamtlich Wirkenden decken, deren Beschluß entscheidend war. Der Beweggrund der Neuerung ist politisch, in der traurigsten Verirrung politischen Denkens. Man will mit diesen Verordnungen eine möglichst große Zahl erwerbsloser Jugendlicher erfassen. Das erreicht man, indem man bei großer Beschränkung der Ausgaben für Heime und Personalrecht viele Jugendliche durch diese Heime hindurchmarschieren läßt und keinem einen längeren Aufenthalt erlaubt. Dazu müssen die ohnedies überlasteten Beamten des Arbeitsnachweises nebenbei statistische Arbeiten über Zu- und Abgang der Jugendlichen führen, die nur den einen Zweck haben: Zahlen für politische Bierreden zu gewinnen, ein wie hoher Prozentsatz von erwerbslosen Jugendlichen durch diese Arbeitskurse erfaßt wird. Sogar Kurse für den Bau von Segelflugzeugen sind eingerichtet: dafür weiß man die Mittel zu schaffen. Aber das gibt schöne Photographien für die Spießberfeigkeit, die beim Kaffee im Morgenblättchen gern liest, wie herrlich alles eingerichtet wird, und die es für ihre Gesundheit braucht, daß ihr Sand in die Augen gestreut wird. Daß mit all dem Unsinn das Gegenteil einer sozialen Fürsorge erricht wird, erfährt ja kein Mensch. Über das "Erfassen" einer größtmöglichen Zahl erwerbsloser Jugendlicher, über den wirklichen Wert der Arbeit in den Heimen habe ich mich oben eingehend geäußert. Diese tatsächlichen Verhältnisse sind in den neuen Bestimmungen völlig ignoriert. Daß in drei Monaten kein Jugendlicher etwas für sein Fortkommen Wesentliches zu erlernen vermag, bedarf keinere Erörterung. Alles das läßt man unbeachtet, um Propagandazahlen zu erzwingen, und erreicht zwar solche, dafür aber praktisch genau das Gegenteil von dem, was sie beweisen sollen: nämlich, daß man zuerst und zuletzt allen die Hilfe nimmt oder verweigert, die Hilfe brauchen. Hungernde Kerle aus verelendeten Familien, die vier Mark Unterstützung in der Woche bekommen und dafür von der sorgenüberlasteten Mutter nicht satt gemacht werden können, dürfen nicht zu uns, weil - sie schon vor einem Jahr in Not waren. Und für die, die die Heime besuchen dürfen oder müssen,



sind wir Leiter auch nur noch Lehrer; wir unterrichten von neun Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags, mit einer Stunde Pause, in der wir Essen austeilen. Zu jeder anderen Beschäftigung mit den jungen Leuten bleibt keine Zeit; soll keine Zeit bleiben, denn das wäre nicht fördernder Unterricht, das wäre "Jugendpflege", und "für jugendpflegerische Tätigkeit sind Mittel nicht mehr vorhanden". Wobei nur das eine zu beachten ist, daß alle Ausgaben für den Raum, den Heimleiter und das Essen unvermeidlich unverändert bleiben. So verbessert der Staat die Tätigkeit unseres städtischen Jugendamtes.

Es ist eben alles zu Ende. Nur in unserer Erinnerung lebt noch unser altes Heim, seine Stätte und sein Treiben. Nie mehr braust die Überzahl jener Jugend um uns, die aus der großen Not heraus zu uns flüchtete, nie mehr habe ich um Menschenschicksale mich zu sorgen, nie mehr lacht eine unsinnige Ausgelassenheit um mich, noch geht ein Mensch neben mir einsam über den dunklen Hof, der die Wirren seiner Tage mir anvertraut. Wir sitzen in der Winternacht nicht mehr plaudernd um den großen Ofen, während der Kollege den Kakao für uns alle kocht, zu dem er nachher einige "herausgewirtschafteten" Schrippen aus einem Versteck holen wird. Wir stehen nachts nicht mehr auf dem knisternden Schnee und suchen im Fernrohr Planeten, Doppelsterne und Nebelflecken, uns mit unserem Denken an die ewige Unendlichkeit verlierend.

Manche singen jetzt auf den Höfen, - manche - - - aber ich will nichts wissen.

Sie alle irren jetzt wieder auf den kalten, toten Straßen ohne Ende.



EIN FRÜHER SOZIALPÄDAGOGE

Zur neuausgabe 2012

Wer danach strebt, seine Nächsten und ihre Probleme zu verstehen, dem offenbart das Leben immer mehr von seinem Reichtum, von seinen Wundern. Aus den Schwierigkeiten des Lebens, aus unseren eigenen Nöten und Schwächen erwächst ein neues Verstehen des Lebens, all dessen, was das Wort Leben umschließen und bedeuten kann; ein neues Verstehen der Rechte und Möglichkeiten, die unser sind.

Alice Salomon: Soziale Diagnose (1926)

Wieviel Sehnsucht, die das Weinen vergessen hat, wieviel tiefster Schmerz über ihr Dasein und über sich selbst kam manchmal in halben Minuten zu Worte, die einem alle Vorstellungen von dieser Welt änderten!

Albert Lamm

109

Der maler albert lamm kommt am 1. januar 1873 in berlin zur welt.²¹ Er wächst in schwierigen familienverhältnissen auf; 1914 erwähnt er in einem brief: "Ich habe nicht viel Menschen auf der Welt; aber Gott sei dank: die, die ich habe, die habe ich in jener Sicherheit, in der man wie in einer großen Familie lebt - oder nein, vielmehr als in einem noch viel besseren namenlosen Verband: denn leider ist ja der Familienverband oft genug voller trauriger Widersprüche." Kurze zeit studiert er am polytechnikum in berlin und darmstadt, dann wendet er sich der kunst zu und studiert an der Akademie der Bildenden Künste Berlin sowie in karlsruhe landschaftsmalerei. Schon früh schreibt er kunstkritiken. - Ab 1901 lebt er für die nächsten 25 jahre in muggendorf (oberfranken). Albert lamm wohnt zusammen mit seiner mutter und malt. Ein junger mann geht ihm bei der arbeit im atelier zur hand und steht modell zu zeichnungen, die gleichgeschlechtliche neigungen des malers vermuten lassen. In briefen klagt er häufig über einsamkeit und soziale isolation. Recherchen seiner beiden

²¹ Laut taufeintrag (st. petri in berlin) war albert lamm evangelisch; jedoch war die familie möglicherweise jüdischer abstammung. (Vgl. quellenhinweise bei ines amann, a.a.o., s. 21/22, fußnote 54). - Unser autor ist nicht zu verwechseln mit dem maler erich albert lamm (wien 1880 - stockholm 1959).

biografinnen²² lassen den schluß zu, daß albert lamm in der muggendorfer bevölkerung wenig beliebt war, auch weil er häufig unversöhnlich und öffentlich stellung zu unterschiedlichen belangen bezieht. Im vorliegenden bericht erwähnt er bedauernd "das fast rein materiell gewordene Verhältnis der Landbevölkerung zur Natur". Andererseits schreibt er 1913 über das leben in den großen städten: "Wenn irgendetwas mich drängt, dauernd auf dem Land eine Form unbedingt unabhängigen Lebens zu führen, so ist es die Furcht vor eben dieser 'Gesellschaft', der ich mich doch bald nicht fügen würde und deren Niedertracht mir mehr Angst macht als selbst die Aussicht, auf dem Land einmal mit der Faust eine Bauernfaust auffangen zu müssen."

Lamm meldet sich 1914 freiwillig zum kriegseinsatz. Bald ist er ernüchtert. Briefe belegen, daß er sich unter den kameraden fehl am platze fühlt und aufgrund der erlebten schrecken dem leben gegenüber abstumpft. 1916 wird er verwundet, kehrt nach muggendorf zurück. 1918 stirbt seine mutter. Bereits 1919 trägt er sich mit dem gedanken, nach berlin zurückzugehen. 1926 findet er eine arbeitsstelle als zeichenlehrer in einem tagesheim für (männliche) jugendliche erwerbslose und zieht nach berlin-treptow. Rückblickend schreibt er (am 30.1.27 aus treptow) über die zeit in franken: "Was dort sonst um uns lebte, wußte doch von der ganzen weiten Welt nichts und mißverstand unsereinen immer. (...) Dieses Mißverständnis hat mir schließlich das Leben dort so vergiftet, daß ich blutenden Herzens endlich auf mein Muggendorf verzichtet habe." Schon in diesem ersten jahr in berlin schreibt er an seine mütterliche freundin sophie herrmann: "Die Breite des Lebens und die Weite des Horizonts hier sind mir zu unentbehrlich geworden" - und an curt herrmann: "Das Berliner Leben hat mich mit seiner ganzen fülle schnell umspinnen. (...) Zum Malen und zu eigener Arbeit komme ich nicht, da ich zunächst mich mit dem ganzen Leben hier wieder zurechtfinden will. (...) Es ist hier alles so neu [...], daß man im freien Gefühl der Kraft ununterbrochen und seines Lebens froh ist." ²³

²² Alle biografischen angaben (und zitate aus briefen) habe ich entnommen aus folgenden aufsätzen: *'Albert Lamm - Ein Berliner Maler in Franken'* (susanne fischer), in: *'Albert Lamm. Retrospektive auf ein Vierteljahrhundert der Schaffens in Muggendorf'* (tüchersfeld 1997) sowie *'Herr Kunstmaler Albert Lamm aus Muggendorf'* (ines amann), in: *'Albert Lamm - Landschaft und Mensch'* (tüchersfeld 2012), beide herausgegeben vom *Zweckverband Fränkische Schweiz-Museum*. - Die fußnoten im text (einschließlich einiger despektierlicher säzzer-kommentare) kommen vom herausgeber (mondrian v. lüttichau).

²³ Lamm und der maler hugo curt herrmann (1854-1829) kannten sich seit den 1890er jahren aus berlin. Sophie herrmann (geb. herz) hatte das in oberfranken gelegene schloß pretzfeld in die ehe eingebracht. Herrmanns wurden und bleiben eng befreundet mit albert lamm.

In der hier vorliegenden dokumentation berichtet albert lamm von der für ihn völlig neuen aufgabe, in die er jedoch wie selbstverständlich hineingewachsen zu sein scheint.

1898 hatten 65 künstler die Berliner Secession gegründet. Lamms späterer freund curt herrmann gehörte dem gründungsvorstand an; bruno und paul cassirer wurden geschäftsführende sekretäre. Im Bruno Cassirer Verlag wird 1932 der vorliegende bericht albert lamms veröffentlicht. - Im november 1938 emigriert bruno cassirer nach oxford, wo er den verlag B. Cassirer (Publ.) Ltd gründet; dieser besteht - zuletzt geleitet von seinem schwiegersohn günther hell (george hill) - bis etwa 1967. Bruno cassirer stirbt 1941 in oxford.²⁴

Über albert lamms letzten lebensjahre wissen wir wenig. Es gibt einige texte in kunstzeitschriften, er scheint sich an ausstellungen beteiligt zu haben. Zwei gemälde aus dieser zeit sind überliefert: 'Arbeitslose' und 'Schlafsaal'. Am 18. januar 1939 stirbt er in seiner wohnung in der neuen winterfeldstraße (berlin-schöneberg).



Trotz der großen arbeitslosigkeit ist es nach ende des 1. weltkrieges zunächst verhältnismäßig leicht, gelegenheitsarbeiten zu finden. Die situation spitzt sich mit der wirtschaftskrise 1923 zu. Vor allem jugendliche sind als erste von entlassungen und einstellungsstops betroffen. Durch das unzureichende angebot an lehrstellen werden junge menschen nach beendigung der schulzeit sehr häufig arbeitslos. Verschärfte regelungen bei der erwerbslosenfürsorge erschweren die situation der betroffenen zusätzlich. Erhielten 1918 noch alle erwerbslosen, die als bedürftig und arbeitsfähig bzw. arbeitswillig eingestuft wurden, erwerbslosenfürsorge, so bekommen ab 1923 nur noch diejenigen unterstützung, die zuvor mindestens 3 monate einer krankenversicherungspflichtigen tätigkeit nachgegangen waren. Diese bestimmungen treffen jugendliche besonders hart. Nach dem schulabschluß durch fehlende lehrstellen gänzlich vom arbeitsmarkt ausgeschlossen, fallen sie völlig aus dem system ohnehin unzureichender staatlicher leistungen heraus.

²⁴ Georg jäger u.a.: *'Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhunderts: Die Weimarer Republik 1918-1933'* (berlin 2007, s. 499)

Politische ernstgenommen wird das problem erst, als die jugendarbeitslosigkeit zunehmend als gefahr der allmählichen ausgliederung breiter bevölkerungsschichten aus der gesellschaft begriffen wurde. Als konsequenz wird 1923 die einföhrung von pflichtarbeit beschlossen. Die entsprechende verordnung legt fest, daß sich jeder arbeitslose, der nach auslaufen der arbeitslosenversicherung auf krisenunterstützung angewiesen war, für gemeinnützige arbeit zur verfügung stellen mußte, ohne dafür entlohnt zu werden. Eine sonderregelung für jugendliche erwerbslose sieht die möglichkeit zum sofortigen einzug zur pflichtarbeit vor. Praktiziert wird dies zunächst erst zögerlich.

Auf diese weise werden zahlreiche produktivkräfte außerhalb geregelter arbeitnehmerrechte, wie organisations- und streikrecht, beschäftigt. Die verordnung zur pflichtarbeit sieht erstmalig den entzug der unterstützung bei arbeitsverweigerung vor. Ähnlicher zwang wird auf die kriegsheimkehrer ausgeübt. Um auch ihre wiedereingliederung in die gesellschaft zu garantieren, werden sogenannte notstandsarbeiten geschaffen, deren bezahlung unterhalb des tariflohns liegt. Protest gegen diese ungleichbehandlung oder gar verweigerung haben auch in diesem fall unterstützungsentzug zur folge. Im zusammenhang mit den notstandsarbeiten taucht der begriff der "produktiven erwerbslosenfürsorge" auf. Im gegensatz zur "unterstützenden erwerbslosenfürsorge", die zur sicherung des existenzminimums beitragen sollte, ist die sicherung des überlebens von nun an an die verrichtung von notstandsarbeiten gebunden. - Heutzutage rangieren solche mechanismen unter den begriffen ABM, Ein-Euro-Job, mitwirkungspflicht und verfügbarkeit.

Im rahmen der erwerbslosenfürsorge werden in einigen großstädten auch bildungsarbeit und schulungsprogramme für jugendliche angeboten. So veranstaltet die bildungsabteilung der erwerbslosenfürsorge groß-berlin bereits anfang 1919 unentgeltliche oder zumindest sehr preiswerte vorträge und kurse in verschiedenen fachgebieten. In mannheim wird eine Bildungszentrale für jugendliche Arbeitslose ins leben gerufen, die unter mitarbeit der handels, fortbildungs- und gewerbeschule unterrichtet und fachkurse anbietet.²⁵ -

²⁵ vgl. Paul Fülbiel: *'Handbuch Jugendsozialarbeit, Band 1'* (Münster 2001); - Dieter Langewiesche/Heinz-Elmar Tenorth (Hrsg.): *'Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte Band V (1918-1945)'* (München 1989); - Erna Magnus: *'Werkheime für erwerbslose Jugendliche'* (Berlin 1927) - Zur damaligen situation perspektivloser junger menschen in berlin siehe auch die wiederveröffentlichung: *'Menschen am Schlesischen Bahnhof'* von kurt münzer (berlin 2012, www.autonomie-und-chaos.de) sowie aus christlicher perspektive: *'Proletarische Jugend'* von günther dehn (berlin 1929).

In diesem zusammenhang ist wohl auch das hier dargestellte tagesstrukturierende förderangebot (kein "Heim" im heutigen sinne) eines berliner bezirksamts zu sehen - zunächst! Unter dem begriff "Arbeitsunterricht" verlagert sich das gewicht des angebots auch hier schrittweise auf die erwähnte "produktive erwerbslosenfürsorge". Nicht ganz zu unrecht wird das von manchen jungen als "Arbeitsentziehung an den erwerbenden Arbeitern" verstanden, was der autor als "törichte Hetzereien" beiseiteschiebt. - Daß nicht "das Leben" schuld ist am leid der ihm anvertrauten jungen leute, sondern menschengemachte politisch-soziale strukturen und entscheidungen, ignoriert der letztlich doch brave bürger albert lamm konsequent.

Dennoch - eine fülle von heute noch genauso relevanten problemen der sozialpädagogischen betreuung arbeitsloser jugendlicher wird nachvollziehbar, engagiert und praxisorientiert dargestellt. Manches hat sich allerdings seither geändert, - so irritierte mich, daß der autor mit dem begriff "jugend(liche)" durchgängig in aller selbstverständlichkeit nur deren männliche hälfte meint. Auch mädchen haben in diesen jahren gearbeitet, kamen aus demselben sozialen milieu, waren arbeitslos und dann genauso schlimm dran wie die jungen, - wenn nicht schlimmer.²⁶ Einige schon von albert lamm geäußerte sozialpädagogische überlegungen sind heutzutage konsens, anderes wird gerade in unserer zeit wieder zum gesamtgesellschaftlichen problem. In zunehmendem maße stehen junge menschen auf der straße: ohne reale chance auf ausbildungsplätze und jobs. In ostdeutschland kommen sie oft aus familien, in denen seit 1990 arbeitslosengeld, arbeitslosenhilfe/sozialhilfe/hartz IV selbstverständliches und einziges einkommen ist. Bürokratie und politik reagieren auf die not nach ähnlichen prinzipien wie in den zwanziger jahren: taktierend, ignorant oder hilflos bemüht.²⁷ Wenn die jungen menschen "glück haben", werden sie noch in eine der (schrittweise zurückgefahrenen) staatlichen oder kommunalen arbeitsbeschaffungsmaßnahmen integriert. Heutzutage bieten freie träger sich hierfür an, konzipieren projekte, die nur auf dem papier wirkungsvoll sein müssen - durch die sie die betroffenen allzuoft nur hindurchschleusen. Mangelhafte ausstattung, demütigende pro forma-angebote (d.h., organisierte langweile!) und überforderte mitarbeiterInnen werden durch

²⁶ vgl. Heike Schmidt: *'Gefährliche und gefährdete Mädchen. Weibliche Devianz und die Anfänge der Zwangs- und Fürsorgerziehung'* (Opladen 2002) - Allerdings finden sich im verlauf des hier neuveröffentlichten buches hinweise, daß es entsprechende angebote auch für mädchen gab.

²⁷ Die im bericht erwähnte frage seitens der sozialbürokratie, "ob wir nicht gerade dem wertlosesten Teil dieser Jugend helfen", würde heutzutage vielleicht nicht mehr so offen ausgesprochen.

eloquente rhetorik in hochglanzbroschüren und technisch ausgefeilten websites kaschiert. Kontrollbesuche durch die Agentur für Arbeit müssen nicht ernstgenommen werden, denn dort ist man froh, die jungen menschen wenigstens irgendwo hinschicken zu können. Daß die bevölkerung schon damals mit analogen sozialbürokratischen mätzchen an der nase herumgeführt wurde, belegt albert lamms bericht.

So verwahrlost und halbverhungert wie die jungs im vorliegenden buch sind entsprechende junge menschen heutzutage nicht (im konsumparadies deutschland!), - aber in ihrer regressiven verkümmern und bindungslosigkeit entsprechen sie durchaus albert lamms bericht vom ende der Weimarer Republik. In stumpfsinniger aggressivität zeigte sich bei den jungs damals noch ein rest gesunden aufbegehrens; heutzutage überwiegt resignation und komensation durch konsum und drogen/alkohol. In arbeitsförderungsmaßnahmen finden sich engagierte mitarbeiterInnen damals wie heute vorrangig an der basis, trägheit des herzens und arroganz der macht eher auf seiten der fachlich wenig kompetenten, aber einzig entscheidungsbefugten verwaltung. Allerdings fließt heutzutage wesentlich mehr geld im bereich von institutionalisierter, öffentlich geförderter jugendhilfe bzw. erwachsenenbildung! - Damals wie heute entstehen hilfreiche projekte meist aus privaten initiativen einzelner.²⁸

114



Der maler albert lamm war sichtlich kein linker im politischen sinn, in seinem künstlerischen verständnis auch nicht avantgardistisch.²⁹ Eine von ihm 1912 publizierte abhandlung über "Ultra-Malerei"³⁰ wird manchmal dem umkreis der NS-protagonisten zugeordnet. Solche retrospektiven kategorien werden der tatsächlichen vielschichtigkeit

²⁸ Die *Maschinenfabrik A. Roller* wurde 1855 als eine der ersten industrieansiedlungen im berliner wedding gegründet, ab 1890 betrieb sie die gebäude in der prinzenallee 24 (ecke osloer). Im jahr 1977 wurde diese fabrik geschlossen. Zur abwendung einer hausbesetzung schloß der eigentümer einen nutzungsvertrag mit einer gruppe gesellschaftspolitisch engagierter menschen, die mit und für arbeits- und wohnungslose(n) jugendliche(n) eine perspektive schaffen wollten. Andere gruppen kamen dazu; im zusammenhang mit einem umfassenden nutzungskonzept wurde das gelände in den 80er jahren schrittweise saniert. (1985 gehörte ich eine zeitlang zu den betreuern des damaligen jugendwohnprojekts.) - Die aus dieser initiative entstandene Fabrik Osloer Straße (<http://www.fabrik-osloer-strasse.de/>) ist bis heute ein wichtiges zentrum für soziale und kulturelle arbeit im wedding!

²⁹ Manche seiner äußerungen zu metaphysischen fragen im vorliegenden buch scheinen demgegenüber weit in die zukunft zu weisen, auf heutige spiritualität jenseits kirchlich-traditioneller dogmen.

³⁰ Albert lamm: *'Ultra-Malerei'* (München 1912) (= 99. *Flugschrift zur Ausdruckskultur*. Hrsg. vom Dürerbund)

sozialer und kultureller prozesse und standpunkte meist nicht gerecht. Der vorliegende bericht belegt die unangemessenheit der landläufigen dichotomen interpretation der Weimarer Republik: hier fortschrittliche kultur - und im untergrund wühlen schon die NS-protagonisten! Nicht nur in der spaltung zwischen proletariat und bürgertum, vielmehr auch in derjenigen zwischen kultureller avantgarde und wertekonservativen³¹ intentionen lag meines erachtens eine bedauerliche und folgenreiche tendenz jener zeit.

Es gibt viele hinweise, daß albert lamm im sozialen alltag offenbar zumeist an allem etwas auszusetzen hatte. In seiner kritischen haltung war er dabei nicht selten maßlos und grenzüberschreitend; der vorliegende bericht verdeutlicht seine sozialen und politischen kriterien. Auch mit der damaligen künstlerischen avantgarde konnte lamm nichts anfangen; sein malerisches werk (vorrangig landschaftsbilder) zeigt dennoch das redliche bemühen, neue ausdrucksmöglichkeiten zu finden. In einem brief an curt herrmann schreibt er 1919: "Nun beschäftigt mich die Farbe viel zu intensiv, als daß ich nicht immer wieder mich daran stieß, die Form hart und lieblos durch 'Schattieren' (...) zu gewinnen. Dann suchte ich bei allen Hilfe, von den Impressionisten, von Ihnen, überall wollte ich die freie Behandlung der Farbe lernen. Zerriß mir damit die Form, und fiel, um sie wieder zu retten, in den Naturalismus zurück, der mir die Farbe zerstörte, die Form zufällig und schülerhaft machte und meinen Bildern ein Aussehen gab, das, es mochte Werte haben oder nicht, von mir niemals gewollt war. Das Suchen nach sicherer Form machte aus meinen Bildern etwas, was dem Philister wohl einging; aber welche Qual und Unbefriedigung für mich hinter den scheinbar so philisterhaft gediegenen, langweiligen Bildern lag, hat wohl nie jemand geahnt. Ich habe oft wochenlang nicht gemalt, weil ich wußte: es wird ja doch nichts, es wird immer derselbe überflüssige Unsinn."

115

Unter dem blickwinkel solcher oft hilflos-verbitterter sozialer wie künstlerischer suche nach wahrhaftigkeit wird sein geduldiges jugendfürsorgerisches/sozialpädagogisches engagement in berlin nachvollziehbarer. Gerade in ihrer früh vom leben enttäuschten und verwundeten widerborstigkeit waren die jungs ihm vermutlich näher, als er selbst wußte. Konsequenter hat albert lamm gelernt, sich schrittweise in ihre soziale situation einzufühlen.³² - Die grenze seines

³¹ Erhard Eppler: *'Ende oder Wende - von der Machbarkeit des Notwendigen'* (Stuttgart 1975)

³² Hinweise in den ausstellungskatalogen lassen albert lamms gleichgeschlechtliche neigung vermuten. Dies könnte zunächst mitgespielt haben bei seinem sensiblen engagement bei dieser inhaltlich völlig neuen tätigkeit. Von

einfühlungsvermögens zeigt sich, als er den bericht eines jungen von der saisonarbeit in ostpreußen aus dessen perspektive wiederzugeben versucht. Was andererseits wieder ein hinweis ist auf lamms redlichkeit: seinen einzelgänger-blickwinkel kann er selbst dort nicht verlassen, wo er es situativ versucht. So steht treffend begründete gesellschaftskritik neben naiv affirmativen passagen (einschließlich nachgeplapperter versatzstücke von bükratensprache).³³ Lamm ist zweifellos kein schriftsteller; sein buch liest sich manchmal, als seien briefe oder mündliche berichte die grundlage. Bei einer konsequenten lektorierung durch den verlag wäre jedoch das eigene dieses berichterstatters verlorengegangen, sein störrisches, manchmal sprachlich unbeholfenes eintreten für diese jungen und die dadurch umso ergreifender hervorbrechende tiefe sensibilität für subtile psychologische momente.

Jeder, der in einer ähnlichen funktion mit desillusionierten, von entsprechenden lebenserfahrungen abgestumpften jugendlichen zu tun hatte, wird sich manchmal fassungslos die leistung dieser beiden sozialpädagogen (im heutigen sinne) vergegenwärtigen, die tag für tag zwei gruppen von je 20-30 frustrierter, wütender und hilfloser jungen gerechthuwerden versuchten! Daß es dabei zu einzelnen pädagogischen und rhetorischen fragwürdigkeiten kam, ist unvermeidbar. In treuherziger spießbürgerlichkeit ("ordentlich manierlich") geht albert lamm an die arbeit. Zu beginn des projekts wird der versuch unternommen, den jungs die werte der gutbürgerlichen gesellschaft (konzerte, schöne landschaft, ordentliche kleidung, "vernunft") einfach überzustülpen; der hilflos-aggressive widerstand der jungen gilt dem neupädagogen in dieser zeit pauschal als "frech", "Unsinn" und "unanständiges Betragen". Aber lamm ist kein spießer; er lernt in beeindruckender stringenz: "Die Kerle wollten mir gewiß nichts Böses tun, das war alles ganz anders begründet. Aber das Verstehen lernen, Unvermeidliches vom nur Rüpelhaften trennen können, mit ihnen mitdenken - das war so schwer."

mißbräuchlichen annäherungen auszugehen, besteht beim bisherigen kenntnisstand keine veranlassung, - selbst wenn lamm an einer stelle schreibt: *"Das ungewisse Dunkel zog mich immer mehr an sich, meine Tätigkeit füllte mich so sehr aus, daß alles bisherige und alles andere Leben daneben abstarb."*

³³ Frappant ist auch, daß der jahrzehntelang freie künstler lamm seine neue position als vertreter administrativer normen auf einer ebene schon soweit verinnerlicht hat, daß er seine eigenen unangenehmen interventionen konsequent mit dem affirmativen "ich/wir mußte(n).." berichtet. Allgemeine politisch-gesellschaftliche mißumstände werden zumeist aufs schuldenkonto des "Lebens" gebucht. - Herrschaftsapopogetisch verengtes problembewußtsein ist allerdings bis heute ein sozialarbeitstypisches phänomen.

Zweifellos bestanden bei manchen der hier erwähnten jungen Leute erhebliche Traumafolgeschäden, wofür es damals jedoch noch kein öffentliches Bewusstsein gab. Der geschilderte mühselige, von vielen Rückschritten unterbrochene und dann doch relativ erfolgreiche sozialintegrative Prozess entspricht durchaus einer gruppenspezifischen, traumapädagogisch und beziehungsorientierten Nachreifung. - Es gibt vieles zu lernen über Menschen in diesem Buch!

Andererseits benennt Albert Lamm prägnant eine paradoxe Wirkung des Außenseiter-Seins gegenüber der Normalität sozialer Entfremdung, die ich häufig empfunden habe im nichtreglementierten Zusammensein mit Internatsschülern, PatientInnen der Akutpsychiatrie oder kognitiv beeinträchtigten Menschen. Es wäre plausibel, daß manchmal gerade dort Momente unentfremdeter Beziehungslebendigkeit sich entfalten können; - "man langweilt sich plötzlich überall leichter als bei ihnen", stellt der Autor verblüfft fest. - Implizit deutlich wird seine humanistisch-sozialdemokratische Hoffnung auf proletarisches Gemeinschaftsempfinden auch als politische Perspektive.

Im Bericht einer gewerkschaftlichen Zeitschrift heißt es 1932: "Dass Erwerbslosenheime auch dann, wenn sie nur Tagesheime sind, dem Leben eines jungen Erwerbslosen wieder eine innere Verfassung geben können, zeigt das hervorragende Buch von Albert Lamm: 'Betrogene Jugend', Verlag Bruno Cassirer, Berlin 1932. Lamm hat Jahre hindurch in einem Berliner städtischen Erwerbslosenheim Zeichenunterricht erteilt. (...) Erschütternd zu erleben, die die Ausgeschlossenen immer wieder zurückkehren in das Heim, weil es ihnen zur richtunggebenden Kraft geworden war. Und das gelang, weil man auf moralisierende Einwirkung oder gar scharfes 'Zupacken' gänzlich verzichtete, weil man immer wieder den einzelnen Menschen, sein Leben und die Schwierigkeiten seiner Lage zu ergründen suchte und Vertrauen schenkte. - Erwerbslosenheime, in denen das gemeinschaftliche Leben durch gemeinsame Wohnung und gemeinsame Wirtschaft fundiert wird, zeigen einen neuen Weg der Selbsthilfe für jugendliche Erwerbslose. - Der 'Soziale Dienst' hat jetzt die Errichtung von Erwerbslosenheimen in sein Arbeitsprogramm aufgenommen. In Berlin wird zur Zeit ein größeres Wohnheim in einem ehemaligen Verwaltungsgebäude des Gesamtverbandes

eingerrichtet, das der Hauptvorstand des Gesamtverbandes zur Verfügung gestellt hat. (...)" ³⁴

So? - Andererseits war die von lamm und seinen kollegen erfolgreich erprobte sozialpädagogisch ("jugendpflegerisch") orientierte konzeption zu diesem zeitpunkt längst zerrieben zwischen kommunaler geldnot und bürokratischem selbstlauf: "Was bis dahin, unter der Oberleitung des Jugendamtes, an lebendiger Gemeinschaft geworden und gewachsen war, mußte abgelöst werden durch Befolgung von Maßregeln, die uns eine Stelle diktierte, die uns nicht kannte; und die Frage, wie das enden sollte, da wir überhaupt keine Stelle mehr hatten, zu der wir unsere Angelegenheiten bringen konnten, da wir nur noch 'Bestimmungen' abzuwarten hatten, diese Frage lähmte und revoltierte zugleich." - Die dahinterstehende sozialpolitische taktik (damals wie heute!) wird nuanciert dargestellt: "Der Beweggrund der Neuerung ist politisch, in der traurigsten Verirrung politischen Denkens. Man will mit diesen Verordnungen eine möglichst große Zahl erwerbsloser Jugendlicher erfassen. Das erreicht man, indem man bei großer Beschränkung der Ausgaben für Heime und Personalrecht viele Jugendliche durch diese Heime hindurchmarschieren läßt und keinem einen längeren Aufenthalt erlaubt. Dazu müssen die ohnedies überlasteten Beamten des Arbeitnachweises nebenbei statistische Arbeiten über Zu- und Abgang der Jugendlichen führen, die nur den einen Zweck haben: Zahlen für politische Bierreden zu gewinnen, ein wie hoher Prozentsatz von erwerbslosen Jugendlichen durch diese Arbeitskurse erfaßt wird. (...)"

118

Das im vorliegenden bericht dargestellte häufige umkonzeptionieren seitens der verwaltung (mit jeweils plausibel klingenden begründungen für mitarbeiter und öffentlichkeit) hatte sicher mit hilflosigkeit und überforderung der behörden angesichts der sich verstärkenden sozialen krise zu tun. Nicht anders als heute. Andererseits handelte es sich zweifellos auch um eine vorbereitung auf die bereits 1925 konzipierte "produktive Erwerbslosenfürsorge", womit formen des arbeitszwanges gemeint waren. Unklar bleibt, inwieweit lamm solche übergeordneten politischen tendenzen geahnt oder erkannt hat. In dem damaligen entwurf hatte es geheißen: "Wenn Arbeitslosigkeit in dicht zusammendrängender Bevölkerung in größerem umfange und mit längerer Dauer eintritt, sind störungen

³⁴ Walter pahl: *'Ergebnisse und Probleme des Freiwilligen Arbeitsdienstes'*, in: *'Die Arbeit. Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde'*, hrsg. von theodor leipart (heft 12, berlin 1932, s. 714) - Leipart und pahl waren führende funktionäre der ADGB, die 1932 nach dem 'preußenschlag' eng mit der regierung papen kooperierte. Auch hier also wieder die kaum entwirrbare verbindung von fortschrittlichen und reaktionären impulsen..

der öffentlichen Ordnung zu befürchten, besonders dann, wenn unter gewissen bekannten Einwirkungen der Wille der Massen in eine bestimmte Richtung gelenkt wird. (...) Notstandsarbeiten bilden eine Sicherheitsmaßnahme, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf." ³⁵ - 1931/32 (als das vorliegende buch erschien!) wurde im nächsten schritt ein "Freiwilliger Arbeitsdienst (FAD)" errichtet und im folgenden jahr an die NS-verwaltung weitergereicht: bis anfang 1935 war der FAD zu einer einheitlichen, militärisch organisierten massenorganisation umstrukturiert.

Soziale arbeit als wissenschaft und ausbildungskonzept wurde in den 20er jahren hier in berlin mitbegründet durch die bedeutende sozialreformerin alice salomon. ³⁶ In der tiefgründigkeit und weite des horizonts könnte ihr damaliger ansatz bis heute vorbildfunktion haben; die progressive verdinglichung (formalisierung) sozialarbeiterischer professionalität scheint allerdings in andere richtung zu weisen. ³⁷ Orientiert an allgegenwärtigen erfahrungen mit männlichem bzw. weiblichem rollenverhalten, konnte alice salomon sich sozialarbeiterische/ sozialpädagogische unterstützung nur durch frauen vorstellen; möglicherweise hätte albert lamms bericht ihr zu denken gegeben. Er ist ein bis heute lesenswertes quellenwerk zur geschichte der sozialarbeit - und eine der ersten fachlich orientierten dokumentationen zum strukturellen problem der arbeitslosigkeit! ³⁸ Bis hin zu der heute als 'prekariat' verstandenen sozialen umstrukturierung geht albert lamms gespür. In seinem epilog schreibt er: "Die Millionen Erwerbsloser werden zum Symbol unserer Tage, zum wesentlichsten Problem unserer Zeit. Mag es gelingen, den katastrophalen Charakter dieser Entwicklung noch einmal zu bannen; die Bevölkerungszunahme allein wird die Entwicklung nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, und ungeheure Umwälzungen werden das europäische Leben erschüttern, um eine neue Möglichkeit des Daseins zu schaffen. Mag das Millionenheer der Erwerbslosen noch einmal sich verkleinern; verschwinden wird es nie mehr, und langsam wird es wachsen und wachsen." -

³⁵ http://www.naturfreundejugend-berlin.de/themen/arbeit_leben

³⁶ Alice salomon: *'Soziale Diagnose'; 'Soziale Therapie'* (beide berlin 1926); *'Charakter ist Schicksal. Lebenserinnerungen'* (weinheim/basel 1983)

³⁷ Prüfer während meiner diplomprüfung an der staatlichen *Alice Salomon-Hochschule Berlin* am 14.7.93 (sinngemäß): *"Es ist ihnen doch wohl klar, daß das alles diametral zu der art steht, wie sozialarbeit bei uns verstanden wird und institutionalisiert ist?!"* - *"Ja, allerdings nicht diametral zu dem, was alice salomon intendierte, - im gegenteil!"* (Die infrage stehende diplomarbeit wurde dennoch mit *sehr gut* benotet.)

³⁸ Zwei jahre später wurde die bedeutende sozialpsychologische studie *'Die Arbeitslosen von Marienthal'* von paul lazarsfeld, marie jahoda, hans zeisel und anderen publiziert.

Die in den 20er Jahren (ebenso wie 50 Jahre später) verbreitete Hoffnung auf neue Lebens- und Gemeinschaftsformen kommt selbst bei dem in anderen Aspekten konservativ wirkenden Albert Lamm an, der über seine Jungs schreibt: "Sie sind mit nichts mehr verwachsen und werden mit dem alten Leben nirgends mehr verwachsen, mit dem sie nur noch die Lohndüte, die Stempelkarte und der Unterstützungsbetrag verbindet; aber in ihrer Gemeinschaft wächst eine neue Verbundenheit, die ausreicht, sie sich selber als eine neue und ganze Welt fühlen zu lassen, in der man nach neuen Formen eines den Menschen ausfüllenden Lebens sucht." - Aber er spürt durchaus auch die Kehrseite solcher Sehnsucht: "Es ist ein ungeheures gährendes Wünschen, was in dieser Jugend arbeitet - umschlossen von dem Zwange der großen Not der Zeit. Wer sich nicht dazu aufzuraffen vermag, zu fühlen, daß Gerechtigkeit und Menschlichkeit hier ein Helfen fordern, der sieht vielleicht wenigstens ein, daß Sicherheitsventile notwendig sind, um nicht einmal unsinnige Entladungen hochgespannter Kräfte heranwachsen zu lassen, um das Anwachsen des Chaos hintanzuhalten, von dessen unterirdischer Ausdehnung und vulkanischer Gewalt unter unserer alt gewordenen Welt leider die wenigsten eine rechte Vorstellung zu gewinnen sich bemühen mögen." - und wir erinnern uns: dies wurde 1932 veröffentlicht, - als "Adolf Hitler" im Berliner Volksmund offenbar gerade sprichwörtlich zu werden begann für ungebärdig herumbrüllende Männer.

Der Autor berichtet von offenbar zielgerichteten Protestaktionen gegen Konzeption und Praxis des Förderangebotes. Sie dürften in Zusammenhang gestanden haben mit einem zunehmenden öffentlichen Bewußtsein für untragbare Zustände in Einrichtungen der sogenannten "Fürsorgeerziehung", das zunächst den journalistischen Dokumentationen Ernst Haffners und Peter Martin Lampels zu verdanken war.³⁹ Lampel hatte als Hospitant in der Erziehungsanstalt 'Struves Hof' bei Berlin Erlebnisberichte von Fürsorgezöglingen gesammelt und veröffentlicht. Auf diesem Buch beruhte das ab 1929 sehr bekannt gewordene Theaterstück 'Revolte im Erziehungshaus'. Die Fürsorgeerziehung wurde zum Gegenstand mehrerer Prozesse, die große mediale Aufmerksamkeit fanden.^{40,41} - In späteren Konflikten

³⁹ später in Buchform: Peter Martin Lampel: *'Jungen in Not'* (Berlin 1929) und Ernst Haffner: *'Jugend auf der Landstraße Berlin'* (Berlin 1932)

⁴⁰ vgl. Sarah Banach: *'Der Ricklinger Fürsorgeprozeß 1930'* (Opladen & Farmington Hills 2007)

⁴¹ Vermutlich hat diese öffentliche Konjunktur des Themas mitgespielt bei der Entscheidung des *Bruno Cassirer Verlages*, neben dem vorliegenden Buch im selben Jahr noch *'Jugend auf der Landstraße'* (Ernst Haffner) sowie bereits 1930 den themennahen Roman *'Hast du dich verlaufen?'* von Georg Fink (d.i. Kurt Münzer) zu veröffentlichen. - Allerdings muß die

zeigt sich nackter machtkampf durch einzelne seelisch bis ins innerste zerrüttete junge leute, unterwürfigkeit vs. spitzeldienste bei anderen.. - Dem "tiefen Groll, den sie für die ganze weite Welt aus ihrer großen Not heraus hatten", stehen allerdings auch fragwürdige konfliktlösungsmethoden gegenüber: "In Tagen tiefer Verwirrung gibt es nichts Besseres als Pflichterfüllung üben und Pflichterfüllung fordern. Wir verurteilten uns zur Gedankenlosigkeit und ließen mit kalter Strenge das Heim seinen geregelten Gang gehen" - eine psychische struktur, die wenige jahre später wohl auch der umsetzung des NS-terrors dienlich war. Immer wieder wird gerade in diesem bericht deutlich, daß in der vorgeschichte des NS-faschismus "die bösen" wie "die guten" eine minderheit sind.⁴²

"Zu dem ewigen Hungern und Frieren, zu der inneren Not, die ganze Welt fast nur als eine einzige große Feindschaft zu kennen, in der Liebe und Güte unbekannte Dinge sind, kommt nun noch eine sonderbare Art von Unwissenheit und Leere (nicht Enge) des Horizonts. Nicht als ob ihnen ein rechtes Weltbild fehlte; sie haben ihre Überblicke und Vorstellungen, die die Schule, Zeitungen und Unterhaltungen geschaffen haben, und finden sich bei ihrer fraglosen Intelligenz ungefähr zurecht. Aber sonderbar sind die Lücken und Zerrbilder in ihrem Weltbild, an dem wenig in wirklicher geistiger Arbeit entstanden ist; meist hat die bloße Wünschbarkeit der Dinge genügt. (...) Die ganze Welt ist eben für den jungen Menschen dieser Klasse nur ein gegebenes Fremdes von niederträchtigen Eigenschaften, dem man sich als intelligenter Mensch überall gegenüberstellt; und vor allem darf man sich nicht "belatschern" lassen. (...) Alles: Wissen, Können, Bildung, Schaffen, Geschaffenes - das ist das Fremde, das ist, fast im christlichen Sinne, "die Welt", das große wilde Ungeheuer, das einen verbraucht, ausbeutet, vernichtet, und Not leiden läßt vom ersten bis zum letzten Lebensstage. Da raubt man sich sein Futter und das Übrige, und dabei muß jeder sehen, wo er bleibt. (...) Eine unheimliche, mystische Macht dieser Welt ist ihre bedingungslose Solidarität; sie ist ihr Halt und ihre Hoffnung. Sie verkehren wahrlich ohne Sentimentalität mit einander; sie machen sich oft das Leben wechselseitig zur Hölle, meistens denkt jeder zuerst an sich. Aber wo sie an die Grenzen ihrer Welt kommen, wo irgend wer oder irgend etwas aus der Welt der fremden großen Macht

situation in wohnheimen, in die "auffällige" jugendliche zwangsweise eingewiesen werden, grundsätzlich unterschieden werden von einem freiwillig nutzbaren tagesförder-angebot, um das es bei albert lamm geht.

⁴² Vgl. auch ein sehr beachtenswertes zeitzeugenprojekt des *NS-Dokumentationszentrum Köln*: <http://www.jugend1918-1945.de/> .



ihnen gegenüber tritt, da halten sie zusammen, ohne danach zu fragen, ob der Angegriffene Recht oder Unrecht hat. (...) sobald dieses große "Wir" in Frage steht, kommt es wie ein Rausch über sie, der nicht leicht wieder zur Ruhe kommt. (...) Das fühlt man: wer die Kerle hat, kann mit ihnen bis ans Ende der Welt gehen. Aber wer wird sie gewinnen?" -

Im selben Jahr beginnt die SA, in Berlin für die Ziele des Nationalsozialismus zu werben. Sie profiliert sich in Saal- und Straßenschlachten mit Angehörigen von KPD und SPD. Ihren Anhängern bieten sie Identifikationsmöglichkeiten und Geborgenheit in einer hierarchisch gegliederten Gruppe mit nachvollziehbaren Feindbildern, "Verrätern" und Erlebnissen von Macht und Einfluß, es gibt materielle Unterstützung und Hoffnung auf Arbeitsplätze in einem "starken" Deutschland.

"Lamms Schrift (...) gestattet teilweise soziologische Erfassung und Auswertung der Gestalt des aus dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß herausgeschleuderten jugendlichen Erwerbslosen (...)", wurde 1933 innerhalb einer Sammelrezension in der 'Zeitschrift für Sozialforschung' betont.⁴³ - Heute ist das Büchlein vor allem in den östlichen Bundesländern in mancher Hinsicht wieder aktuell; welche gesamtgesellschaftlichen Folgen werden diesmal aus den entsprechenden sozialen Zerstörungen erwachsen?

122

Mondrian Graf v. Lüttichau
(Dipl.-sozialpädagoge)



⁴³ 'Zeitschrift für Sozialforschung', Jahrgang II, Heft 1 (Leipzig 1933, S.141) - Die ZfS war das offizielle Publikationsorgan der *Kritischen Theorie* um Max Horkheimer und Theodor W. Adorno. Die folgenden Ausgaben erschienen bereits im Exil in Paris, später New York. - Neben sozialwissenschaftlichen Artikeln enthält die Zeitschrift Rezensionen fast ausnahmslos sozial- und geschichtswissenschaftlicher Werke.